



Latein



Forum

Heft 63 / 2007

- Imperium
- Catull-Camp
- Ostarrichi
- Klima / Atmosphäre
- Latein im Film
- Kreatives Schreiben
- Schülertexte
- Universität Innsbruck
- Antike im Internet
- Latein Forum Bibliothek

• Das Imperium und seine Historiker. Ein antikes Lehrstück? (Reinhold Bichler, Innsbruck)	1 - 14
• Klang und Rhythmus lateinischer Lyrik. Lateincamp zu Catull in Sirmione (Anna Christoph, Bozen)	15 - 21
• Antike im Internet (Redaktion Latein Forum, Innsbruck)	22
• Schnittstelle Kultur: Kulturelles Erbe – Kunst – Wissenschaft – Öffentlichkeit. Ein Forschungsschwerpunkt der Universität Innsbruck stellt sich vor (Michaela Fahlenbock, Ingo Schneider, Innsbruck)	23 - 27
• „Klima“ und „Atmosphäre“ (Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)	28 - 30
• Von einer Urkunde „zweifelhafter Geltung“ zum „Taufschein Österreichs“. Die Ostarrichi-Urkunde vom 1. November 996 (Christoph Haidacher, Innsbruck)	31 - 40
• Lektüretagebuch und kreatives Schreiben im Lateinunterricht (Ruth Benkovic, Innsbruck)	41 - 47
• Stoffaneignung und Stofffestigung: Latein im Film (Wilhelm Pfaffel, Regensburg)	48 - 62
• SchülerInnenbeiträge zu „Antike Philosophie“ (reinhard senfter, innsbruck)	63 - 70
• Latein Forum Bibliothek (reinhard senfter, innsbruck)	71 - 75

Titelbild: Die Karikatur, die George W. Bush als Imperator darstellt, erschien auf dem Titelblatt des Wochenmagazins DIE ZEIT vom 20.02.2003. Wir danken der ZEIT und dem Illustrator Wieslaw Smetek für die freundliche Erlaubnis, die Karikatur zu verwenden.

Kontaktadressen = Redaktion Latein Forum

✍ Christine Leichter, Kapuzinerstr. 8, 6020 Innsbruck	☎ 0512/56 02 15
✍ Harald Pittl, Recheisstr.8, 6060 Hall i.T.	☎ 05223/53 0 45
✍ Reinhard Senfter, Höttinger Au 84d	☎ 0512/28 78 11
✍ Michael Sporer, Tempelstr. 4, 6020 Innsbruck	☎ 0512/93 31 23
✍ Otto Tost, Amraserstr. 25, 6020 Innsbruck	☎ 0512/39 19 02

Email: latein-forum@tsn.at <http://www.latein-forum.tsn.at/>

Impressum: Latein Forum (gegründet 1987),
Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,
c/o Institut für Klassische Philologie, Innrain 52/I, A-6020 Innsbruck

Bankverbindung: HYPO-BANK (BLZ 57000) 210 080 477

**Bitte bei Auslandsüberweisung angeben: IBAN AT22 5700 0002 1008 0477
BIC HYPAT22**

Das Imperium und seine Historiker. Ein antikes Lehrstück?¹

Reinhold Bichler

I

Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten“, so heißt der beziehungsreiche Untertitel eines lapidar mit „Imperien“ übertitelten Werks des Politologen Herfried Münkler, das vor zwei Jahren herausgekommen ist, rasch eine beachtliche Resonanz gefunden hat und wohl noch längere Zeit als Referenzobjekt in einer nun schon geraume Zeit anhaltenden Debatte dienen dürfte.² Es ist die Transformation der USA von einer Hegemonialmacht der westlichen Welt zur imperialen Größe ohne gleichrangige Konkurrenz, die grundsätzliche Debatten über die Rolle von Imperien, über ihre Chancen und ihre Dauerhaftigkeit wie ihre Risiken und ihre Kosten provoziert. Es ist einleuchtend, dass in dieser Debatte dem historischen Vergleich eine entscheidende Rolle zukommt, dass aber gerade das scheinbar so ferne Altertum – und dabei nicht allein das Römische Reich – maßgebende Paradigmen für die aktuelle Debatte bereithält, sollte angesichts des verbreiteten Empfindens, in einer sich rasch wandelnden und schwer zu überschauenden Welt zu leben, eine nähere Betrachtung lohnen. Warum erscheinen bestimmte Herrschaftsgebilde der Alten Welt als nahezu unverzichtbare Paradigmen in der allgemeinen Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Imperiums und andere wiederum nicht?

Eine solche Frage scheint sich beim Römischen Reich zu erübrigen, das schließlich unserem Allgemeinbegriff des Imperiums seinen Namen gab. Seine territoriale Größe und seine lange Dauer, sein militärisches wie ökonomisches Potential, der Aufbau seiner Verwaltung und seines Rechtswesens, die allmähliche Integration der zunächst ausgebeuteten Peripherie in ein relativ homogenes Staatsgefüge, alle diese Faktoren entsprechen bezeichnenderweise den allgemeinen Definitionsmerkmalen, die in Münklers universal orientierter Betrachtung ein Imperium ausmachen, und bezeichnenderweise liefert gerade dieses Imperium das Vorbild für den Begriff der „augusteischen Schwelle“, den Münkler – in der Nachfolge von Michael Doyle – in die Debatte wirft, um ein signifikantes Kriterium einzuführen, das dauerhafte und reformfähige Imperien gegenüber nur ansatzweise oder weniger weit entwickelten Imperien auszeichnen soll.³ Allein, in einem ganz entscheidenden Punkt entspricht Rom nicht den Münkler'schen Anforderungen an ein Imperium, ein Umstand, der in seiner Betrachtung aber ausgeblendet wird: Ein regelrechtes Imperium dulde demnach, im Gegensatz zu bloßen Hegemonialmächten, keinen gleichwertigen Rivalen am Grenzbereich seiner Macht und

¹ Anmerkung der LF-Redaktion: Dieser Artikel geht auf den Text des Eröffnungsvortrags von Reinhold Bichler beim 24. Österreichischen Historikertag 2005 in Innsbruck zurück und wurde bereits an folgendem Ort publiziert: Bericht über den 24. Österreichischen Historikertag in Innsbruck, veranstaltet vom Tiroler Landesarchiv und dem Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine in der Zeit vom 20. bis 23. September 2005, hg.v. Christoph Haidacher und Richard Schober, Innsbruck 2006. Wir bedanken uns sowohl beim Autor als auch bei den Herausgebern des Tagungsberichts für die freundliche Erlaubnis, den Text auch den Leserinnen und Lesern des Latein Forum zugänglich zu machen.

² H. MÜNKLER, Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten, Berlin 2005.

³ MÜNKLER, Imperien (wie Anm. 2), 80 f., mit Bezug auf M. DOYLE, Empires, Ithaca – London 1984, S. 93ff.; vgl. auch MÜNKLER, Imperien, S. 105 ff.

könne nur mittels räumlicher Distanz mit einem weiteren Imperium koexistieren, wie es bei Rom und dem Chinesischen Reich der Fall sei.⁴ An Roms Ostgrenze aber stieß *de facto* über lange Jahrhunderte hinweg Weltreich auf Weltreich. Augustus selbst musste das *nolens volens* akzeptieren, suchte diesen Umstand jedoch propagandistisch zu verschleiern. Einem universalhistorisch ausgerichteten Betrachter konnte sich damals freilich mit Recht die ihm bekannte Welt so darbieten, als ob nunmehr der Erdkreis in zwei Imperien geteilt sei (Trogus/Justin 41,1.1).⁵ Das Reich der Parther und später dann der Sasaniden, das in vielen seiner strukturellen Merkmale wie in seinem Selbstverständnis (zumindest in der sasanidischen Ära) durchaus imperiale Züge aufweist, währte schließlich fast an die 800 Jahre, überdauerte den Zerfall des Imperium Romanum in seiner westlichen Reichshälfte, blieb ein harter Rivale von Byzanz und zerbrach erst am Ansturm der arabischen Eroberer. Dennoch spielt dieses Reich als Referenzobjekt neben dem Imperium Romanum so gut wie keine Rolle. Die Gründe dafür sind vielfältig. Sie liegen aber nicht zuletzt in der Wirkungsmacht der literarischen und speziell auch der historiographischen Hinterlassenschaft Roms und der in ihr vermittelten Bilder von einem despotisch regierten und kulturell wie ökonomisch stagnierenden Orient mit seinen barbarischen Reiterscharen und der Überlegenheit der eigenen Welt. Rom hatte damit die Deutungsmacht über die Beurteilung der Jahrhunderte lang währenden Konflikte, Kriege und Verträge mit seinem östlichen Nachbarn gewonnen und erfüllt so im Sinne von Müncklers Katalog ein weiteres entscheidendes Kriterium für den Erfolg imperialer Politik auf längere Frist: die Unterstützung der „imperialen Entscheidungseliten“ durch die „Deutungseliten“ des Imperiums.⁶

Deutlicher noch als im Falle der einseitigen Beleuchtung Roms und der Ausblendung des Reichs der Parther und Sasaniden zeigt sich eine den Rezeptionsprozess steuernde Wirkungsmacht der literarischen, speziell der historiographischen Tradition der Antike im Falle des zweiten klassischen Exempels antiker Imperien, das in aktuellen Debatten konstant bemüht wird: Athens Seeherrschaft. Denn diese Herrschaft entspricht weder an territorialer Reichweite noch an Dauerhaftigkeit und Krisenresistenz den angeführten Kriterien eines Imperiums, noch kann sie dem Anspruch genügen, keine gleichrangige Macht neben sich geduldet zu haben. Schließlich zerbrach sie daran, dass Sparta im langjährigen Krieg um die Vormacht in Griechenland die Unterstützung durch den persischen Großkönig gewann, um dessen Gunst sich auch Athens Politiker bemüht hatten. Nun ist es freilich schlüssig, dem großen Imperium Roms auch ein Paradigma für eine Thalassokratie zur Seite zu stellen. Schließlich ist die Differenzierung von Landmacht und Seemacht auch in Bezug auf die Erörterung von Imperien von beachtlicher Relevanz. So schreibt etwa Jürgen Osterhammel in einem vor einigen Jahren publizierten Versuch, Ordnung ins begriffliche Gefüge des Imperiums zu bringen, der Unterscheidung von See- und Landimperien ein größeres Gewicht zu als der zwischen vorindustriellen und industriellen Imperien. Da aber Osterhammel den Begriff des Imperiums stark von dem des Nationalstaats abhebt und die Tendenz von Imperien betont, religiöse, sprachliche wie überhaupt ethno-kulturelle Heterogenität zu umfassen, wäre eine Einbeziehung Athens als eines antiken Musterbilds einer imposanten

⁴ MÜNCKLER, Imperien (wie Anm. 2), S. 26, spricht diesbezüglich von „Parallelimperien“.

⁵ *Parthi, penes quos velut divisione orbis cum Romanis facta nunc Orientis imperium est*; Trogus steht aber nicht an, Augustus zu würdigen, der aus diesem Zustand das Beste gemacht habe; vgl. 42,5.12. O. SEEL (Hg.), Pompeius Trogus. Weltgeschichte von den Anfängen bis Augustus im Auszug des Justin, Zürich – München 1972, rühmt in seiner Einleitung deswegen, wie „unbegrenzt wirklichkeitsoffen“ Trogus gewesen war; ebd. S. 64. – Eine Übersicht über Struktur und Bedeutung der Reichsbildung der Parther und Sasaniden bietet etwa J. WIESEHÖFER, Das antike Persien. Von 550 v. Chr. bis 650 n. Chr., Zürich 1994 (englisch London – New York 1996).

⁶ Vgl. dazu MÜNCKLER, Imperien (wie Anm. 2), S. 132ff.

Seeherrschaft und ihres Scheiterns in eine vergleichende Betrachtung von Imperien deplatziert. Freilich konzentriert sich Osterhammels Analyse auf die neuzeitlichen Imperien.⁷ Doch sollte es nicht unbeachtet bleiben, dass selbst in dem explizit der Analyse von „Aufstieg und Fall der großen Mächte“ der zweiten Hälfte des vergangenen Millenniums gewidmeten Klassiker Paul Kennedys zumindest *ein* Rekurs auf Athen zu finden ist, der sich als ein Stück allgemein gültiger Lehre aus der Geschichte ausnimmt, bezogen nun auf die Stimmungslage vor dem Ersten Weltkrieg, bzw. in Kennedys Worten: auf die „Fin de siècle Beobachter der Weltpolitik“. Zitat: „Es hatte schon immer Veränderungen der Machtverhältnisse gegeben, die Instabilität und oft Krieg verursacht hatten. ‚Was den Krieg unvermeidlich machte‘, schrieb Thukydides in der *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*, ‚war die wachsende Macht Athens und die Angst, die diese in Sparta auslöste‘.“⁸

Für Müncklers universalhistorisch ausgerichtete Untersuchung spielt dieses Athen folgerichtig eine exemplarische Rolle in der Debatte um Stärken und Schwächen von Imperien, obwohl es seinem Kriterienkatalog in vielen Punkten nicht entspricht. Hingegen erfährt etwa Venedigs Seemacht bei Münckler keine weitere Beachtung, und der Donaumonarchie wird sogar explizit die Aufnahme in die Reihe regelrechter Imperien verwehrt.⁹ Athen hingegen stellt ein Referenzobjekt erster Ordnung in der aktuellen Diskussion um den imperialen Status der USA dar, auf die sich Münckler vorzugsweise bezieht. Ich zitiere nur ein apartes Beispiel: „Was das Verhältnis der Europäer zu den USA betrifft, so kann die eingangs beschriebene Entwicklung der athenischen Thalassokratie als Menetekel dienen: Solange die Konfrontation mit dem persischen Großreich akut war, behandelte Athen seine Bündner als zwar schwächer, aber dennoch gleichberechtigt. Als jedoch die Bedrohung mit dem Osten schwand, die Bündner die Friedensdividende kassierten und die Athener einverstanden waren, dass diese ihren Verpflichtungen in Form von Geldzahlungen nachkamen, verwandelten sie sich aus gleichberechtigten Verbündeten in abhängige Beherrschte, die den Wünschen und Vorgaben der Athener zu folgen hatten.“¹⁰

Es ist ohne Zweifel die Wirkungsmacht der literarischen Tradition über dieses Athen, nicht zuletzt die analytische Kraft von Thukydides' Historie, die den Ausschlag dafür gibt, dass uns Athen als ein überzeitlich gültiges Paradigma der Dynamik und des Scheiterns imperialer Machtausübung gilt. Allgemeiner formuliert: Die Präsentation von Herrschaftsgebilden in der literarischen Hinterlassenschaft des Altertums und die lange anhaltende Tradition einer auf sie konzentrierten klassizistischen Wissenschaftsauffassung, weniger aber die durch die moderne Forschung untersuchten Strukturmerkmale dieser Herrschaftsgebilde spielen die maßgebende Rolle dafür, ob und in welcher Weise sie in der modernen Debatte um Imperien figurieren. Der damit angedeutete Selektionsprozess wirkte sich aber klar zu Lasten jener Herrschaftsgebilde des Alten Orients, inklusive Ägyptens aus, die angesichts ihrer strukturellen Merkmale bestens geeignet wären, eine adäquate Rolle in modernen Debatten über Imperien zu spielen.¹¹

⁷ J. OSTERHAMMEL, Expansion und Imperium, in: Historische Anstöße. FS Wolfgang Reinhard, hg. von P. BURSCHEL, Berlin 2002, S. 371–392; vgl. bes. 384f. und 382ff.

⁸ P. KENNEDY, Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500–2000, Frankfurt a. M. 1989; Zitat nach der Taschenbuchausgabe 2000, S. 306.

⁹ MÜNCKLER, Imperien (wie Anm. 2), S. 23.

¹⁰ Münckler, Imperien (wie Anm. 2), S. 248f.

¹¹ Es ist natürlich keineswegs so, dass etwa Münckler über diese Herrschaftsgebilde uninformiert wäre. Er bezieht sich zudem bei seinen Darlegungen, die die Alte Welt betreffen, auf einschlägige Werke, in denen diese Herrschaftsgebilde zum Teil auch ausführlicher behandelt werden. So behandelt zum Beispiel S. BREUER, Imperien der Alten Welt, Stuttgart u. a. 1987, auch die entsprechenden Herrschaftsgebilde in Ägypten und im Vorderen Orient; allerdings erscheint bei ihm die Geschichte der Parther und Sasaniden nur mehr angedeutet und krass abgewertet: „nur ein Nachspiel zur altorientalischen Geschichte“; ebd. S. 132. M. MANN, Geschichte der Macht, Bd. 1: Von den

II

Als ersten nun kurz zu besprechenden Fall möchte ich das keinesfalls kurzlebige Gebilde des Neuen Reichs der Ägypter (mit den entsprechenden Vorläufertendenzen im Mittleren Reich, besonders in der Spätphase der 12. Dynastie) anführen. Seine militärische Schlagkraft war erheblich, die Peripherie der Macht weit außerhalb ihres geographisch wie verwaltungsmäßig fest umrissenen Kernbereichs gelegen, aber ebenfalls in ein geordnetes Verwaltungssystem integriert, und seine Eliten hatten eine Religiosität entwickelt, die dem obersten Gott, Amun, durchaus den Anspruch zumaß, das eigene Land wie die Länder der fremden Welt zu beherrschen. Allerdings standen die Macht der kulturellen Tradition, aber auch die Realität der staatlichen Entwicklung im vorderorientalischen Raum – mit den Reichsbildungen der Mitanni und der Hethiter – der Ausbildung eines effektiven Weltherrschaftsanspruchs, so wie er später im Assyrischen Reich manifest wurde, entgegen. Nicht von ungefähr spricht der Orientalist Marc Van de Mieroop von einem „Club of the Great Powers“, wenn er sich auf diese Staatenwelt des Vorderen Orients zur Zeit des Neuen Reichs der Ägypter bezieht.¹² Vor allem aber bedeutete die mit der ausgehenden Bronzezeit erfolgende Reduktion Ägyptens auf seine Kerngebiete eine Veränderung, die sich auf das Selbstbild Ägyptens in seiner so genannten Spätzeit wie auf die Wahrnehmung Ägyptens von außen niederschlug. „Der einheitsbildende Leitgedanke ist jetzt nicht mehr die Staatenwelt, sondern der Weltstaat“; auf diese Formel bringt der Ägyptologe und Kulturwissenschaftler Jan Assmann den zentralen Aspekt seiner Geschichtsbetrachtung, wenn er die mit Ägyptens „zwischenzeitlichem Zerfall“ und Assurs Aufstieg gegebene neue Konstellation ins Auge fasst.¹³ Das „spätzeitliche“ Ägypten geriet in der Folge ins Wahrnehmungsbild der griechischen Historiographie. Ihr stellte sich das Land am Nil als Land bewundernswerter wie kurioser Kultur und Weisheit dar, dessen souveräne Macht obsolet war und dessen Rang als vormaliges Großreich sich in der Überlieferung nur mehr äußerst vage abzeichnete und mehr spekulativ erschlossen als regelrecht tradiert wurde. Da das alte Königtum Ägyptens in seiner sakralen und kulturellen Verankerung fest gegründet war und die Vorstellung herrschte, dass mit jedem König sich ein erneutes heilvolles Wirken für das Land vollzog, war auch kein Bedürfnis nach einer diachronen, über die einzelnen Herrschaften und ihre Taten hinausgehenden Geschichtsdarstellung entstanden, die dem Wandel in der Zeit folgend längere Linien gezogen hätte. So geriet die Geschichte Ägyptens in starkem Maße unter die Deutungshoheit der griechischen Historie mit ihrem spezifischen Gefüge aus Wahrnehmung und Imagination des Fremden. Und in dieser Historie erhielt nicht das alte Ägypten, sondern das Reich der Assyrer, das vormals, das heißt geraume Zeit vor dem Entstehen dieser Historie, große Teile Asiens beherrschte und seine Macht bis in die Levante und kurzfristig auch auf Ägypten erstreckt hatte, den Platz eines ersten Weltreichs.

Nun wies dieses Assyrische Reich nicht nur viele Strukturmerkmale eines langfristig dominanten Imperiums auf, sondern bildete auch im Selbstbild seiner Eliten ein Machtgefüge mit dem Anspruch auf Weltherrschaft. Doch dieses Selbstbild mit seinen repräsentativen Bauten und Bildern und den Tatenberichten seiner Herrscher war nach dem Untergang des

Anfängen bis zur griechischen Antike, Frankfurt a. M. 1990 (englisch Cambridge 1986), behandelt zwar Ägypten und den Vorderen Orient, streift aber das Persische Reich von Kyros II. und seinen Nachfolgern nur mehr knapp (ebd. S. 383 ff.); Bd. 2: Vom Römischen Reich bis zum Vorabend der Industrialisierung, Frankfurt a. M. 1991 (englisch Cambridge 1986), geht auf das Reich der Parther und Sasaniden, das „Parallelimperium“ zum Römischen Reich im Sinne von Müncklers Terminologie, so wie auch Münckler selbst, nicht ein.

¹² M. VAN DE MIEROOP, A History of the Ancient Near East ca. 3000–323 BC (=Blackwell History of the Ancient World), Malden Mass. u. a. 2004, S. 121 ff.

¹³ J. ASSMANN, Ägypten. Eine Sinngeschichte, Darmstadt 1996, S. 311–315, Zitat S. 312.

Reiches und seiner Ablöse durch das Neubabylonische Reich recht lädiert auf die Nachwelt gekommen. So hat der Strom der jüdisch-christlichen wie der klassisch-antiken Tradition nur mehr ein sehr bruchstückhaftes und verzerrtes, dafür aber mit viel Imagination aufgeladenes Bild des Assyrer-Reichs und einiger weniger seiner Könige bewahrt. Daher bestimmen Szenen von martialischer Brutalität und gnadenlosen Deportationen auf der einen, und von zunehmender Dekadenz und immensem Luxus auf der anderen Seite das tradierte Bild dieses Imperiums, während seine komplexe Verwaltungsstruktur und die hohe kulturelle Repräsentanz seiner Herrschaft weitgehend ausgeblendet sind.¹⁴

Das Neubabylonische Nachfolgereich hingegen, das strukturell viele Gemeinsamkeiten aufweist, hat eine etwas andere Rezeption durch die Nachwelt erfahren. Babylon selbst, das noch nach dem Verlust seiner Souveränität Jahrhunderte lang als eine Residenzstadt diente, zunächst Kyros und den Achaimeniden, dann Alexander und zunächst noch den Seleukiden, dieses Babylon wurde zum Musterbild einer orientalischen Metropole und ihrer Wunderwerke, bildete eine Projektionsfläche für Orient-Phantasien und stellte zugleich einen Ort realer Herrschaftskontinuität dar.¹⁵ An dieser Stadt konnte sich – ausgehend vom Anspruch der Seleukiden auf die Nachfolge der Babylonier und Perser¹⁶ – das Bild einer einst bedrohlichen und nunmehr obsolet gewordenen Herrschaft festmachen, die in der jüdischen Apokalyptik des Daniel-Buchs ihren Platz innerhalb der Abfolge von vier Weltreichen nach Gottes Willen fand, jener grandiosen Konzeption, die schließlich (durch Hieronymus' Daniel-Kommentar) in eine christliche Legitimation des Römischen Reichs umgewandelt wurde. *Babylon quasi prima Roma – Roma quasi secunda Babilonia*, so brachte zuletzt Augustinus den providentiellen Weg von Babylon nach Rom auf die knappste Formel (De civitate Dei 18,2).

Dafür, dass Babylon in diesem Bild der Translation der großen Weltreiche eine bedeutende Rolle spielt, nicht aber Assur, dessen Herrschergestalten nur in vagen Schemen oder in einer äußerst frei gestalteten griechischen Phantasie fortlebten, spielen nun vermutlich auch interne, das soll heißen aus der babylonischen Tradition selbst stammende Einflüsse eine wichtige Rolle. So hat sich im babylonischen Schrifttum, vor allem in der Ausformung der Chronik, eine Tradition über die lange Geschichte der vergangenen Dynastien und über den durch die Götter gelenkten Transfer von einer Herrschaft auf die folgende bewahrt, deren Ursprünge bis in die Ur-III-Zeit zurückreichen und die eine geeignete Basis dafür bot, die Herrschaft der Perser wie dann die der Seleukiden an einen gottgewollten Herrschaftsstrom anzuschließen. Zudem dürfte die Entwicklung der babylonischen Chronik-Tradition einen entscheidenden Impuls zur Ausformung sowohl der jüdischen wie auch der griechischen Historie gegeben haben.¹⁷ Gleichwohl bleibt zu konstatieren, dass die Deutungshoheit über die Geschichte Babylons im Traditionsstrom der Antike, ähnlich wie bei der Assurs, im Wesentlichen den Griechen und Römern bzw. den Juden und Christen und ihrer jeweiligen Historie zugefallen war, so dass sich die aus der Antike überlieferten Bilder imperialer Macht der Assyrer und Babylonier mehr als negative Folie eigneten, vor deren düsterem Hintergrund die klassische Antike abgehoben wurde. In der Frage des Status, der Assur und Babylon in der modernen

¹⁴ Zur Struktur des Imperiums der Assyrer vgl. etwa F. MARIO FALES, L'impero assiro, Storia e amministrazione (IX–VII secolo A.C.), Roma – Bari 2001.

¹⁵ Zur Babylon-Rezeption generell vgl. R. ROLLINGER, Babylon, in: Der Neue Pauly 13, Stuttgart u. a. 1999, Sp. 371–382, bes. 378ff.

¹⁶ Vgl. J. WIESEHÖFER, The Medes and the idea of the succession of the empires in antiquity, in: Continuity of Empire (?). Assyria, Media, Persia, ed. by G. B. LANFRANCHI – M. ROAF – R. ROLLINGER (=History of the Ancient Near East/Monographs V), Padova 2003, S. 391–396.

¹⁷ Generell dazu M. VAN DE MIEROOP, Cuneiform Texts and the Writing of History, London – New York 1999.

Debatte über Imperien zukommt, hat sich diese Tradition entsprechend negativ niedergeschlagen.

Wieder anders steht es um das Perserreich, das von Kyros bis zu Alexanders Gegner, Dareios III., rund 200 Jahre währte und in seinem territorialen Umfang, der über lange Phasen Ägypten und Kleinasien mit einschloss und im Osten bis ins Bergland Afghanistans und sogar darüber hinaus reichte, ebenso wie in seiner geordneten Verwaltung und seiner militärischen Schlagkraft durchaus einem Imperium entsprach.¹⁸ Ein Weltreich stellte es auch im Anspruch seiner Eliten dar, der sich in monumentalen Bauten und Reliefbildern und in knappen Bauinschriften ausdrückt.¹⁹ Auf die Entwicklung einer eigenen literarischen Kultur verzichtete die Herrschaft dieses Reiches jedoch, die sich ihrer Position gewiss war, während im Bereich ihrer Untertanen alte literarische Traditionen wie die der Ägypter und Babylonier weiterlebten, das hebräische und später aramäische Schrifttum der Juden sich in großer Intensität entfaltete und nicht zuletzt auch griechische Wissenschaft und Philosophie gedieh. Entscheidend aber für die Deutungshoheit über die Perserherrschaft wurde die Ausformung der großen Historie der Griechen, die aus einem komplexen Gemenge von Kontakt und Konfrontation mit dem Perserreich heraus erwachsen war²⁰, wurde in erster Linie die Historie Herodots.

III

Herodots Historie erwuchs aus dem Ringen um das Verständnis des fremden Riesenreichs, dessen Angriff auf die weit kleinere griechische Koalition fehlschlug und damit seine Verwundbarkeit zeigte, sowie aus der Betroffenheit über den eskalierenden innergriechischen Hegemonialkrieg, in den sich die Siegermächte von damals verstrickt hatten.

Es ist eine Historie, provoziert nicht zuletzt durch Athens aufsteigende Macht und mit ihr die ganze Dynamik der Veränderungen und Neuerungen intellektueller wie politischer Natur, die sich in Herodots Gegenwart vollzogen, unter deren Wirkung die Erinnerung an all das, was früher war, zu verblassen drohte, zugleich eine Historie, die aus einem bis dato singulären Bedürfnis erwuchs, sich die ganze überschaubare Welt in der Vielfalt ihrer kulturellen Leistungen verständlich zu machen, und die damit zugleich die Grenzen jeglicher imperialer Begierde, sich diese ganze Welt zu unterwerfen, offen legte.²¹

¹⁸ Vgl. nur etwa das Standardwerk von P. BRIANT, *Histoire de L'Empire Perse. De Cyrus à Alexandre*, Paris 1996 (englisch Indiana 2002). Es ist bezeichnend, dass der Katalog zu einer aktuellen Großausstellung zur Hinterlassenschaft des Perserreichs im British Museum zu London mit dem Haupt-Titel: „Forgotten Empire“ präsentiert wird; Subtitel: *The world of Ancient Persia*, ed. by J. CURTIS – N. TALLIS, London 2005.

¹⁹ Vgl. generell zur Präsentation der Herrschaft BRIANT, *Histoire* (wie Anm. 18), S. 217ff.; speziell zu den Texten und Bildwerken R. HACHMANN, *Die Völkerschaften auf den Bildwerken von Persepolis*, in: *Beiträge zur Kulturgeschichte Vorderasiens*. FS Rainer Michael Boehmer, hg. v. U. FINKBEINER – R. DITTMANN – P. HAUPTMANN, Mainz 1995, S. 195–223; B. JACOBS, *Die altpersischen Länder-Listen und Herodots sogenannte Satrapienliste (Historien III 89–94)*. Eine Gegenüberstellung und ein Überblick über die jüngere Forschung, in: *Altertumswissenschaften im Dialog*. FS Wolfram Nagel, hg. v. R. DITTMANN – C. EDER – B. JACOBS (=Alter Orient und Altes Testament 306), Münster 2003, S. 301–343.

²⁰ Vgl. etwa die folgenden Artikel in der *Encyclopaedia Iranica* XI 3, 2002, mit weiteren Verweisen: R. SCHMITT, *Greco-Persian Political Relations*, a. O., S. 392–301; M. C. MILLER, *Greco-Persian Cultural Relations*, a. O., S. 301–319; J. DUCHESNE-GUILLEMIN, *Greek Influence on Persian Thought*, a. O., S. 319–321; M. SHAKI, *Greek Influence on Persian Thought*, a. O., S. 321–326; R. BICHLER – R. ROLLINGER, *The Image of Persia and Persian in Greek Literature*, a. O., S. 326–329.

²¹ Generell zu Herodot und den Trends der Forschung: R. BICHLER – R. ROLLINGER, *Herodot* (=Studienbücher Antike 3), Hildesheim 2001.

Die Größe dieser Historie liegt nun in Hinsicht auf ihr politisches Urteil gerade darin, dass sie – bei all ihrer Anmut und der scheinbaren Naivität des Geschichten-Erzählens – sehr konsequent eine doppelte Perspektive eröffnet. Sie demonstriert, vorzugsweise am Beispiel des fremden, barbarischen Königtums der Perser, eine fatale Dynamik des Machtstrebens. Die Gier nach Anhäufung von Macht und Besitz kann kurzfristigen Erfolg bringen, bedroht aber Freiheit und Rechtlichkeit, nach innen wie nach außen. Hybris und Verblendung treiben zu militärisch-politischer Selbstüberschätzung und zu Grenzüberschreitungen im physischen wie im moralischen Sinn. Die Machthaber zeigen sich beratungsresistent. Sie verlassen sich auf frühere Erfolge und unterschätzen den Gegner, handeln unüberlegt und frevelhaft und müssen letztlich bitter dafür büßen.

Herodots historische Perspektive ist zunächst auf ein Außen, auf die Welt des Barbarikums gerichtet, nimmt aber auch griechische Machtbildungen, vornehmlich der älteren Tyrannis, in analogen Kategorien wahr und gibt vor allem den Blick dafür frei, dass sich im Zuge der gewonnenen Macht aus dem Abwehrerfolg gegen den Großangriff des fremden Weltreichs die siegreichen Hellenen immer mehr dem überwundenen Aggressor angleichen. Die Historie erfasst somit die fremde Welt wie in einem Spiegelbild, und die imperiale Politik der Perserkönige wird folgerichtig zu einem Analogon, durch das sich auch die fatale politische Entwicklung in der eigenen, Herodot und seinem Publikum vertrauten Welt bemessen lässt. Was bei einer oberflächlichen Interpretation der *Historien* als große Konfrontation zwischen Europa und Asien, zwischen Freiheit und Despotie erscheint, zeigt sich bei einer schärferen Betrachtung in anderem Licht. Eine Vielfalt subtiler, bisweilen bitter-ironischer Hinweise und versteckter Anspielungen macht hinreichend klar, dass sich die Grenzen zwischen Griechen und Barbaren in der Dynamik der Macht auflösen, die Despoten der eigenen Welt nicht anders agieren als fremde Herren, so wie auch Edelmut und Niedertracht, Weisheit und Torheit da wie dort zu Hause sind.

In der Rezeption von Herodots *Historien* hat sich immer wieder jenes Deutungsangebot des Geschichtsverlaufs durchgesetzt, das sich einer oberflächlichen und eindimensionalen Betrachtung aufdrängt: der Sieg von Freiheit und Selbstbestimmung auf dem Boden Europas über den Ansturm Asiens und seines despotischen Imperiums.²² Dass bei einer solchen Betrachtung die kritische Tiefendimension des Werks, die sich bei genauerem Hinsehen auf eine durchaus stringente Weise erschließt, ausgeblendet wurde, fügt sich zur Bereitschaft, die in der antiken Literatur nach Herodot weiter entwickelten Bilder des Perserreichs zu verinnerlichen. In diesen Bildern erscheint das fremde Imperium als Prototyp der Despotie mit einem intriganten Hofleben und einer gefährlichen „Weiberwirtschaft“, gestützt auf ein zwar zahlenstarkes, aber letztlich doch unterlegenes Heer – ein grelles Bild einer fremdartigen Welt, das die Schattenseiten der eigenen Welt vergessen macht.

Es war aber gerade die Möglichkeit, aus der am fremden Objekt gewonnenen Analyse die eigene Welt kritisch und distanziert zu sehen, die zur exemplarischen Größe der klassischen Historie geführt hat. Nun war Herodot mutmaßlich ein aus seiner Heimat Halikarnassos Verbannter, der keine feste politische Identität besaß und jedenfalls in der griechischen Welt herunkam – über das Ausmaß seiner faktischen Befahrung des Barbarikums bestehen große Meinungsverschiedenheiten, aber darauf kommt es weniger an. Dass er die Welt aus unterschiedlichen Perspektiven wahrzunehmen vermochte, hat ihm die Entfaltung des kritischen Potentials seiner Historie sicher erleichtert. Dieses Potential hat Thukydides in seiner Form der Historie ausgebaut, in seiner schonungslosen Betrachtung der Mechanismen

²² Vgl. dazu die kritischen Überlegungen bei J. WIESEHÖFER, „Griechenland wäre unter persische Herrschaft geraten...“. Die Perserkriege als Zeitenwende?, in: *Zeitenwenden. Historische Brüche in asiatischen und afrikanischen Gesellschaften*, hg. von S. HELLMER – H. BRINKHAUS (=Asien und Afrika 4), Hamburg 2002, S. 209–232.

des Peloponnesischen Kriegs, den er zunächst als engagierter Teilnehmer und nach seiner Verbannung als ein distanzierter Betrachter erlebte, zu einem Monument überzeitlicher Gültigkeit erhob. Auch er verzichtete nicht auf große, plastische Persönlichkeitsbilder, an denen exemplarische Verhaltensweisen in Politik und Krieg deutlich werden. Aber er trieb die Analyse der Kräfte, die im Krieg treibend wirken, weiter ins Abstrakte, rückte das Verhalten von Massen ins Licht und wandte Metaphern der Medizin und der Naturlehre auf die Beschreibung von historischen Prozessen an. Sein berühmtestes Lehrstück, eine gnadenlose Debatte um das Verhältnis von Macht und Recht am Fall der kleinen, neutralen Insel Melos, die durch Athen vor die Alternative freiwilliger oder gewaltsamer Unterwerfung gestellt wurde, legte er den anonymen Delegierten der beiden Seiten in den Mund und erreichte damit ein Höchstmaß an exemplarischer Verdichtung des konkreten Falls zum allgemeinen Prinzip. Athens Transformation zu einer imperialen Macht, deren Überdehnung und deren Scheitern an einem kulturell unterlegenen Gegner hat Thukydides als einen kohärenten Prozess begriffen und diesen zu einem zeitlosen Paradigma entwickelt. Es ist *das* Paradigma, das neben dem Fall des Imperium Romanum zu den anscheinend unverzichtbaren antiken Bezugspunkten in unseren modernen Imperiums-Debatten gehört.²³

Nun war, wie schon gesagt, die Begründung der großen Historie durch Herodot auf ein Außen gerichtet und erfasste dieses Außen wie in einem Spiegelbild, in dessen Zügen sich die eigene Welt erkennen lässt. Eine solche Historie erfasst also fremde wie eigene Machtbildung kritisch, prüft ihre Konstanz, zeigt ihre Grenzen und Schwächen auf. Die Analyse der eigenen Welt aus der Distanz erzwungener oder gesuchter Entfremdung vermag, wie es auch das Beispiel des Thukydides lehrt, offenbar das kritische Moment zu schärfen und lässt den konkreten Fall der Analyse zum übertragbaren, zeitlosen Paradigma werden. Mit der zunehmenden Einbindung der Historie in eine dominante Machtsphäre wird ihr kritisches Potential bedroht. Dies gilt es zu bedenken, wenn es um die Bewertung des Imperium Romanum bei *seinen* maßgebenden Historikern geht. Denn diese bewegten sich nicht mehr wie Herodot zwischen den Welten, sie konnten ihr Objekt nicht zugleich von außen und von innen betrachten und die am Bild einer fremden Welt demonstrierten Beobachtungen auf die eigene Welt anwenden. Sie waren nicht Verbannte wie Thukydides, der seine Perspektive auf Athen aus Erfahrungen von innen wie von außen entwickeln konnte, sondern sie waren im Machtbereich dieses Imperium Romanum eingeschlossen, und trotzdem haben sie die bestimmenden Bilder dieses Imperiums entwickelt, die ihre Faszination bis heute bewahren konnten.

Welche historiographischen Leistungen und durch sie vermittelten Sinnangebote führen nun dazu, dass wir Rom immer noch als das Paradigma des Imperiums schlechthin begreifen? Welche einprägsamen Bilder und welche Deutungsangebote innerhalb des reichen Stroms der Überlieferung sind es, die es gestatteten, die Geschichte dieses Imperium Romanum als eine „Meistererzählung“, ja als einen regelrechten „grand récit“ zu strukturieren, um zwei viel zitierte Begriffe aus den methodologischen Debatten der jüngeren Zeit zu bemühen? Ich möchte im Folgenden *fünf* solcher Deutungsangebote hervorheben, die in ihrer Kombination ein derart kohärentes Gefüge ergeben, dass wir uns seiner Wirkung schwer entziehen, obwohl in *jedem* Einzelfall die Forschung hinlänglich die zeitgeschichtliche Bedingtheit und die Klischeehaftigkeit der zugrunde liegenden Geschichtsbilder aufgezeigt hat.

²³ Zur Wirkungsgeschichte des Thukydides vgl. generell S. MEINEKE, Thukydidismus, in: Der Neue Pauly 15/3, Stuttgart 2003, Sp. 480–494.

IV

Die erste hier zu nennende historiographische Leistung gilt der Deutung von Roms Aufstieg von einer regionalen Hegemonialmacht zur konkurrenzlosen Großmacht als eines in sich schlüssigen, die ganze Oikumene erfassenden Prozesses. Bezeichnenderweise hat diese Deutung noch ein Grieche, Polybios, geschaffen, geraume Zeit bevor sich im Bewusstsein von Roms politischen Eliten die Konzeption vom Imperium Romanum als eines Gesamtbegriffs für das bestehende „Herrschaftskonglomerat“ durchsetzte.²⁴ Polybios erlebte das Imperium aus der Perspektive eines Mannes, der zwar von außen – als eine Geisel nach einem verlorenen Krieg – nach Rom gekommen, dann aber in die Eliten der Stadt aufgestiegen war und zeitweise sogar in die Rolle eines Kriegsberichterstatters in Begleitung eines der führenden Imperatoren schlüpfen konnte. Sich selbst sah er als Vermittler zwischen Rom und der zwangsweise in Roms Machtbereich integrierten griechischen Heimat und hatte dabei wohl manche Mühe, die neue Weltmacht trotz ihrer nicht eben selten brutalen Politik als eine letztlich Ordnung stiftende Macht zu begreifen. Doch mit seinem historiographischen Schaffen gewann er auf lange Frist die Deutungshoheit über diesen historischen Prozess. Dabei hat Polybios zwei Faktoren fokussiert, die ihm Garant und Ursache für den großen imperialen Erfolg Roms zu sein schienen, nämlich einerseits den verfassungsmäßigen Zustand Roms, den er als ausbalanciertes Gefüge aus demokratischen, oligarchischen und monarchischen Elementen ansah, und andererseits den sittlichen Zustand von Roms Eliten, deren soziale Integrationskraft er dank ihrer Traditionen, Werte und festen Verhaltensnormen als noch intakt empfand. Polybios hat aber auch, und das mehrt die Eleganz seiner Betrachtung, durchaus Krisensymptome angedeutet und am Horizont sogar einen möglichen *point of decline* in der Geschichte von Roms Erfolgen festgemacht. Wenn erst einmal die Eliten des Reiches ihren Normen nicht mehr entsprechen sollten, dann lasse sich auch der *populus* mit seinen Begehrlichkeiten nicht mehr zügeln und er würde ein instabiles Element darstellen. So würde die Verfassung aus ihrer Balance geraten und letztlich könne sogar das Imperium, das bis jetzt so erfolgreich war und in einem weltgeschichtlich bis dahin einmaligen Prozess die überschaubare Welt in ein großes und geordnetes Machtgefüge eingebunden hat, einmal untergehen.²⁵

Dieses gerade erst anklingende Deutungsangebot von Roms Geschichte als einer Geschichte von Aufstieg, erwartbarem Wendepunkt und potentiell Niedergang wurde in der Bürgerkriegszeit aktuell, die als eine zutiefst verstörende Krise erlebt wurde, während zugleich der Herrschaftsbereich Roms weiterhin expandierte. Die nachgerade klassischen Deutungsmuster für diese heikle Phase der Geschichte Roms haben uns vor allem Cicero in seinen staatsphilosophischen Schriften und Sallust mit seiner Historiographie hinterlassen. Die Autoren formulierten diese bezeichnenderweise in Phasen ihres Lebens, in denen sie selbst aus dem aktiven politischen Wirken ausgeschieden waren, und ihre Analysen zielten genau auf jene zwei Ebenen der Betrachtung, auf die Polybios gezeigt hatte, auf den Zustand von Roms Verfasstheit und auf den moralischen Status seiner Eliten. Die von den Ahnen nach harten Kämpfen und mühevollen Auseinandersetzungen errungene stabile Ordnung der *res publica* der guten alten Zeit galt Cicero als ein modellhafter Zustand, der selbst dem theoretischen Postulat griechischer Idealstaatsphilosophie genügen konnte. Es war aber eine Verfasstheit, die seinem Empfinden nach nur mehr wie die Konturen eines verblassenden

²⁴ Vgl. dazu etwa H. KLOFT, Realität und Imagination. Überlegungen zu einer Herrschaftstheorie in der römischen Republik, in: Politische Theorie und Praxis im Altertum, hg. von W. SCHULLER, Darmstadt 1998, S. 134–148, bes. 145ff.

²⁵ Vgl. dazu I. HAHN – G. NÉMETH, Appian und Rom, in: Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt, hg. von H. TEMPORINI, II 34, Berlin – New York 1993, S. 364–402, bes. 383ff. zu Polybios.

Bildes präsent war, ein Zustand, der ihn das Diktum von der *res publica amissa* prägen ließ (*De re publica* V 1,2; vgl. *de officiis* II 29), das vielleicht durch das gleichnamige Werk des bekannten Althistorikers Christian Meier weiteren Kreisen geläufig ist.²⁶ Mit der *res publica* der Väterzeit hat Rom in Ciceros Augen – das lehrt uns vor allem seine Schrift *De officiis* – auch das Prinzip einer gerechten Kriegsführung aufgegeben, welches die Vorzeit – angeblich – noch respektiert hat. Und auf der Ebene patriotischen Verhaltens sah er die Führungseliten vor dem Anspruch des *mos maiorum*, der Rechtschaffenheit in der Tradition der Väter, versagen.

Sallust bringt vergleichbare Gedanken auf einer etwas anderen Ebene, aber mit ähnlicher Bedeutung. Rom hat in der Phase seines Übergangs von einer Hegemonialmacht zu einem Imperium, um die Begriffe Müncklers zu gebrauchen, den entscheidenden Rivalen, nämlich Karthago, verloren. Damit sei Rom anfälliger für einen Dekadenzprozess geworden, der mit der Korruption seiner Eliten beginnt und dann auf den *populus* übergreift, dessen Begehrlichkeiten geweckt werden (vgl. bes. *Coniuratio Catilinae* 10–12; *Bellum Iugurthinum* 41–42). So wurde Rom in Sallusts Sicht aus einer strukturellen Veränderung, aus einem Wandel im globalen Machtgefüge heraus moralisch gefährdet und angreifbar, und damit bereitete Rom selbst den Boden vor, auf dem seine Gegner groß wurden. Eine ebenso verdorbene wie verderbend wirkende Weltstadt züchtet sich so besehen selbst in Catilina ihren gefährlichen inneren Gegner heran. In ihr hat Jugurtha, der exemplarische Repräsentant von Roms äußeren Feinden, seine entscheidende charakterliche Prägung erfahren. Schließlich diktierte Sallust – nach seinen Fallstudien über die Kriege mit Catilina und mit Jugurtha – im weitgehend verlorenen Historienwerk mit dem ganzen Zynismus eines römischen Aristokraten auch noch einem der härtesten außenpolitischen Gegner Roms, Mithradates VI. von Pontos, eine radikale Kritik am Imperium in die Feder, eine Kritik an Roms Ausbeutungsverhalten, seinen Begehrlichkeiten und seiner Verlogenheit (Historien 4,67 Mc Gushin).²⁷

Das Deutungsmuster für die Bürgerkriegszeit, mit dem eine interne politisch-soziale Krise mit einer moralischen Verfallssituation gleichgesetzt wird, verfehlte nicht seine Wirkung. Die Bilder von der Verrothheit und Verdorbenheit der Sitten Roms, die dazu führen, dass die eigene Stadt zu einem Zentrum verderblicher Kräfte und schädlichen Einflusses stilisiert wird, waren folgeschwer. Denn da wurde eine der Grundlagen für jenes Phänomen geschaffen, das gegenwärtig als „Okzidentalismus“ firmiert, als Gegenbild zum „Orientalismus“.²⁸ Die Antike hat nicht nur die Bilder vom brutalen und despotischen, luxuriös-dekadenten und erotisch faszinierenden Orient begründet, die antike Literatur hat in der Transponierung ihrer Orient-Klischees auch das Bild der mit Luxus erfüllten „westlichen“ Metropole mit ihren verkommenen Sitten als dem Symbol der Verdorbenheit der zivilisatorischen Innenseite einer von außen kaum angreifbaren Macht vorgeformt. So hat auch der moderne antiimperialistische Diskurs, haben die antiimperialistische Rhetorik und Kritik an allem „Westlichen“ eine Grundlage in antiken Bildern.

²⁶ C. MEIER, *Res publica amissa*. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der späten römischen Republik, Wiesbaden 1966. „*Res publica amissa est* bedeutete..., daß auf kürzere oder längere Zeit wesentliche staatliche Funktionen ganz oder teilweise aussetzten, daß der Staat also der sehr hohen Norm, die in ihn gesetzt war, nicht entsprach“; ebd. S. 2.

²⁷ Vgl. S. SCHMAL, Sallust (=Olms Studienbücher Antike), Hildesheim u. a. 2002, S. 89ff. zu diesem Brief und seiner Wirkungsgeschichte.

²⁸ Vgl. dazu I. BURUMA – A. MARGALIT, *Okzidentalismus*. Der Westen in den Augen seiner Feinde, München – Wein 2005, bes. S. 20ff. über die okzidentale Stadt. Die Autoren beziehen sich im Falle Roms paradigmatisch auf Juvenal (a. O., S. 25), heben aber vor allem auch das jüdisch-christliche Babylon-Bild hervor, das ja dann auch auf Rom übertragen wurde.

Eine kohärente Geschichte Roms, *ab urbe condita* erzählt, darf indes, will sie dauerhaften Erfolg haben, nicht in einer Krise ohne rechten Ausweg enden. Damit bin ich beim dritten Punkt meiner Betrachtung der Historie Roms angelangt, bei der Restaurations-Propaganda des Augustus, mit Müncklers Begriffen: beim Überschreiten der „augusteischen Schwelle“. Es ist eine Meisterleistung der augusteischen Literatur und ihrer Deutungseliten, die Geschichte des Imperium Romanum so darzustellen, dass das Reich aus einer großen inneren Krise wie aus einem Zustand gefährlicher Krankheit²⁹ in einen Prozess der Genesung eingetreten ist, und dass dieser Prozess von Anfang an im Verlauf der römischen Geschichte angelegt war, sich die römische Geschichte *ab urbe condita* – und in der Poesie des Vergil sogar schon ab der himmlischen Prädestination, soll heißen von Aeneas' Sendung gemäß Jupiters Willen weg – auf ein Ziel hin bewegt hat: Dieses Ziel ist die Herrschaft des Augustus, die wir den Prinzipat nennen.³⁰ Denn die Tatsache des dauerhaften Übergangs der Macht auf einen Mann, der über das Imperium verfügt, der das Heer kommandiert, der Posten besetzen kann, der alle möglichen republikanischen Ämter auf sich vereinigt, wird in einer grandiosen Verschleierungsrhetorik zu einem riesigen Restaurationswerk stilisiert, in dem der Segen der *pax Augusta*, die im Inneren wirkt, während das Römische Reich an den Grenzen weiterhin expandiert, der quasi-diktatorischen Machtfülle des *princeps* seine Weihe gibt. Münckler, der den Begriff der „augusteischen Schwelle“ strapaziert, scheint selbst von der Wirkungskraft von Roms damaligen Deutungseliten beeindruckt, wenn er, vom Beispiel der augusteischen Literatur ausgehend, die Selbstbindungskraft betont, die aus der „Autosuggestion der politischen Eliten“, die sich dank solcher Deutungsleistungen ihrer „imperialen Mission“ bewusst werden, erwächst. So wird die römische Geschichte erneut als ein von Sinn erfüllter Prozess beschrieben, der Roms Machtgefüge durch alle Krisen hindurch in ein langlebiges Herrschaftsgefüge überführt hat. Rom hat sich – wie nach ihm alle „Imperien mit längerem Bestand“ – mit Erfolg eine „weltgeschichtliche Aufgabe“ gestellt.³¹ Doch konnten Roms „Deutungseliten“ mit einer solchen Leistung auf Dauer zufrieden sein?

Mit dieser Frage komme ich zum vierten Punkt meiner Betrachtung der Historie Roms: zu ihren Entwicklungschancen unter den Bedingungen des Prinzipats. Die Historiographie sah sich mit anhaltender Konzentration der Macht auf den kaiserlichen Hof vor eine neue Situation gestellt. Gegen die Herrschaft zu schreiben empfahl sich nicht, solange der jeweilige Regent noch lebte oder im Gedenken seiner Nachfolger hochgehalten wurde. Über Tote konnte man dagegen herziehen, konnte an ihnen auch gnadenlose Kritik üben, solange damit

²⁹ Zur Bedeutung der Krankheitsmetapher zur Beschreibung der Krise vgl. MEIER, *Res publica amissa* (wie Anm. 26), S. 2 Anm. 6. Die Anspielung in der Vorrede zu Livius' Monumentalwerk auf die jüngst erlebten Zeiten – *haec tempora, quibus nec vitia nostra nec remedia pati possumus* – rekurriert auf analoge Metaphern. Die in den erhaltenen Teilen des Werks greifbaren Anspielungen auf die Wirksamkeit der *pax Augusta* geben den Eindruck, dass die bitteren *remedia* gegen den Verfall Wirkung zeigen: „Nach dem moralischen Tiefstand der Bürgerkriege war allmähliche Besserung (scil. in Livius' Augen) also nicht auszuschließen“; A. MEHL, *Römische Geschichtsschreibung*. Grundlagen und Entwicklungen. Eine Einführung, Stuttgart 2001, S. 95. Vgl. dazu Livius I 19,3 mit V 54,6 und IX 19,12–17. „Livius produziert also ein Geschichtsbild; er schreibt römische Geschichte (ähnlich wie die deutschen Historiker nach 1870 deutsche Geschichte) auf das Telos der Einigung und des Friedens hin“; D. TIMPE, *Memoria und Geschichtsschreibung bei den Römern*, in: *Vergangenheit und Lebenswelt*. Soziale Kommunikation, Traditionsbildung und historisches Bewußtsein, hg. v. H.-J. GEHRKE – A. MÖLLER, Tübingen 1996, S. 277–299, Zitat S. 293.

³⁰ Es ist nicht nur angesichts der Augusteischen Geschichtsdeutung wichtig, darauf hinzuweisen, dass die verbreitete Vorstellung eines historisch unvermeidlichen Übergangs von der Republik zur Monarchie höchst fragwürdig ist. Vgl. dazu K.-W. WELWEI, *Der Prinzipat des Augustus und die Fiktion der historischen Notwendigkeit*, in: *Gymnasium* 103 (1966), S. 477–497. „Die angeblich historische Notwendigkeit der Ablösung der römischen Republik durch eine Monarchie ist eine Fiktion, die allerdings nicht erst eine moderne ist“; ebd., S. 489.

³¹ MÜNKLER, *Imperien* (wie Anm. 2), S. 132f.

nicht die Interessen der bestehenden Herrschaft verletzt wurden. Der Gefahr, mit seinem historiographischen Wirken nun entweder in Schmeichelei zu verfallen oder seinem Missfallen die Zügel schießen zu lassen, war nicht leicht zu entrinnen, trotz aller Rhetorik über den rechten Weg zwischen *studium* und *odium*. Was konnte da die Prinzipatshistorie an überzeugendem kritischem Potential entwickeln? Zunächst einmal eine scharfe Analyse der eigenen Situation: Haben wir früher – sagt Tacitus – die Möglichkeit gehabt, die Geschichte des *populus Romanus*, seiner Entwicklung, der Kämpfe, in die er verstrickt war, zu schreiben, so engt sich nun unser Blick ein: auf den Kaiser und den Hof, auf Gerichtsurteile und Intrigen. Wir haben nicht mehr den Blick für das Große und Ganze (vgl. besonders *Annalen* IV 32–33). Rund hundert Jahre später hat der griechische Historiker Cassius Dio rückblickend in der Analyse der Machtergreifung des Augustus festgehalten, dass der Übergang in die neue Form der Herrschaft eines Mannes wohl unvermeidlich war, dass das so große Reich nach seinen schweren Krisen sich „demokratisch“ nicht mehr regieren ließ. Doch für den Historiker habe sich die Situation damit fundamental geändert. Während früher, in der Zeit des republikanischen römischen Staates, über das Geschick Roms und des Reichs und über divergierende politische Interessen in einer Öffentlichkeit diskutiert wurde und im Vergleich und der kritischen Prüfung der verschiedenen Meinungen sich der Historiker ein angemessenes Urteil bilden konnte, so sei man jetzt, in der Situation einer monarchischen Herrschaft, angewiesen, das zu glauben oder nicht zu glauben, was von höherer Stelle gesagt wird. Man erfährt viele Dinge nicht mehr, die für eine Darstellung der Geschichte Roms entscheidend sind. Es ist nicht mehr möglich, Historie so zu betreiben, wie es in der Ära der Republik möglich war. Er selbst könne somit die Wahrheit dessen, was er nun (über die Kaiserzeit) schreibe, nicht mehr verbürgen, aber er schreibe nach seinem besten Wissen und Dafürhalten, bekennt Cassius Dio (53, 19).³²

Die Historiographie der Kaiserzeit hat in ihren literarisch wirkungsvollsten Werken diesen Mangel dadurch kompensiert, dass sie sich auf die Gestalt des Herrschers konzentrierte und eine Fülle von paradigmatischen Herrscher-Bildern entwickelte, ja eine ganze Typologie der Möglichkeiten, monarchische Macht auszuüben bzw. zu missbrauchen, entwarf und die konkreten Herrscherpersönlichkeiten darin einordnete. Dazu kommen die Bilder des Hofes mit seinen Beratern und Intriganten und den einflussreichen Frauen. So mischt sich in das Bild kaiserlicher Herrschaft einiges an vertrauten Klischees über die „orientalische Despotie“. Rom erscheint in entsprechenden Szenen erneut als ein Zentrum des Verderbens, als der Ort, an dem die guten Sitten verkommen, Lärm und Laster herrschen und ein buntes Völkergemisch seinen niedrigen Begierden nachgeht. Die Tendenz zum Lob jeweils gegenwärtiger Kaiser und ihrer militärischen Leistungen schlug insgesamt geringer zu Buche als die retrospektive Kritik. Aber bei aller Entfaltung von Dekadenzrhetorik und allen Facetten von Tyrannentypologie und Tyrannenkritik lässt sich *ein* dominanter Zug der Prinzipats-Historie nicht übersehen. Das Imperium selbst zeigt sich in ihr trotz mancher Krisen und militärischer Fehlschläge in unerschütterlicher Kraft. Sein Bestand gilt als selbstverständlich und steht nicht zur Debatte. Die beschworene Freiheit der Germanen etwa erscheint bei Tacitus zwar als oppositionelles Gegenbild zur Prinzipats-Realität, aber es ist doch die Freiheit einer Gruppe von Völkern, die untereinander uneins sind und, je weiter sie vom Imperium entfernt hausen, desto deutlicher in zivilisatorisch ärmlichen und

³² Vgl. zu diesem bemerkenswerten Statement etwa M. ZIMMERMANN, Enkomion und Historiographie: Entwicklungslinien der kaiserzeitlichen Geschichtsschreibung vom 1. bis zum frühen 3. Jahrhundert n. Chr., in: *Geschichtsschreibung und politischer Wandel im 3. Jh. n. Chr.* Kolloquium zu Ehren von Karl-Ernst Petzold (Juni 1998), hg. von M. ZIMMERMANN, Stuttgart 1999, S. 17–56, bes. 25f.; Zimmermann betont ebd. S. 27 ff. den Zusammenhang zwischen der geänderten historischen Perspektive und dem Trend zu einer panegyrischen Haltung gegenüber dem jeweils an der Macht befindlichen Kaiser, der schon unter Augustus anhebt.

alles andere denn für einen noblen Römer erstrebenswerten Zuständen leben.³³ Die Freiheit, die die unterworfenen Britannier aufgeben müssen, wird durch die Früchte der Zivilisation Roms kompensiert. Das mag man als Resultat nackter Unterwerfung betrachten, die der schöne Begriff *humanitas* für die Qualität des neuen, zivilisierten Lebens nur verschleiert, Tacitus ist da relativ zynisch (vgl. bes. *Agricola* 21).³⁴ Aber das Imperium selbst steht auch in Tacitus' Werk nie zur Debatte. Die Kraft, die es nach außen hin zu entwickeln vermag, wird nur noch bemerkenswerter, wenn sie zu Bildern moralischen Verderbens in seinem Inneren in Kontrast gesetzt wird.

Ein so ambivalentes und schillerndes Bild des kaiserlichen Imperiums hielt auch ein wirkungsvolles Deutungsangebot für jene Fälle bereit, wo sich den Zeitgenossen der Eindruck des Niedergangs aufdrängte: Die innere Zersetzung schwächt gegen den äußeren Feind. Aber kann das Römische Reich auf Dauer seinen Feinden unterliegen, kann es niedergehen? Ich komme zum fünften und letzten Punkt meiner Betrachtung der Historie Roms, zeitlich gesprochen: zur Epochenschwelle, die von der „hohen Kaiserzeit“ zur „Spätantike“ führt.

Die einzige fundamentale antiimperialistische Rhetorik, die in der Antike entfaltet wurde, stammt aus der jüdischen und der christlichen Apokalyptik, in der das bestehende Imperium als eine letzte auf Erden bestehende Macht erscheint, die dazu verurteilt ist, unterzugehen und einem Reich Gottes Platz zu machen. Aber hatte diese Rhetorik die Chance, der traditionellen antiken Historiographie die Deutungshoheit über die Geschichte des Römischen Reichs abzugeben? In der Zeit der entscheidenden Auseinandersetzung über der Frage, ob das Christentum sich als große Religion im Römischen Reich durchsetzen oder ob kaiserliche Politik die Macht seines Klerus noch einmal zerschlagen und damit die Ausbreitung des Christentums eindämmen kann, in der Zeit der Diokletianischen Verfolgung, wurde die Konzeption für Laktanz' theologisches Fundamentalwerk der *Divinae institutiones* entwickelt. In diesem Werk hat Laktanz das alte Gedankenspiel, nach dem Roms Entwicklung über die Jahrhunderte hinweg in ihren Phasen der eines Individuums von seiner Kindheit weg bis zum Alter gleiche, aufgegriffen und zynisch zu Ende geführt: Der Tod des Imperium Romanum wird für ihn absehbar (VII 15). Er wird in einer Frist von vielleicht 200 Jahren eintreten (vgl. VII 25). Doch mit der Durchsetzung der Toleranzpolitik und ihren Integrationszielen hat eine andere christliche Deutungsperspektive die Oberhand gewonnen, in der das Römische Reich als ein erfolgreiches Machtgefüge respektiert wird, in dem die Gemeinschaft der Christen nunmehr die Chance hat, sich in Freiheit auszubreiten und stärker zu werden. Diese Konzeption, die von Eusebius bis Orosius entwickelt und weitergeführt wurde, bildete die Grundlage der Überzeugung von einer *Roma aeterna*, die Grundlage der Lehre vom Reich, die in der mittelalterlichen Staatenwelt ihre grandiose Wirkung entfalten sollte. Das gedankliche Grundmuster aber, nach dem dieses Reich untergehen sollte, wurde auf eine metaphysische Ebene verschoben. Augustinus' Kampf zwischen der *civitas Dei* und der *civitas terrena* ist der Kampf zwischen zwei Grundprinzipien. Das *de facto* bestehende

³³ D. TIMPE, Die Absicht der Germania des Tacitus, in: *Beiträge zum Verständnis der Germania des Tacitus*, Teil I, hg. von H. JAHNKUHN – D. TIMPE, Göttingen 1989, S. 106–127, betont, dass „die freiheitliche aber primitive Lebensordnung der nördlichen Barbaren insgesamt als stimmig und eindrucksvoll, aber auch gänzlich unübertragbar dargestellt wird“. Vgl. DERS., Rom und die Barbaren des Nordens, in: *Die Begegnung mit dem Fremden*, hg. v. M. SCHUSTER (=Colloquium Rauricum 4), Stuttgart – Leipzig 1996, S. 34–50, bes. 47: „Barbarische Lebensordnungen konnten ihrer vermeintlich eindrucksvollen inneren Stimmigkeit und Sinnhaftigkeit wegen bewundert oder sogar idealisiert, auch als rationaler Absicht entsprungen mißdeutet werden, aber blieben dabei doch fremde und kuriose Gegenwelt“.

³⁴ Vgl. dazu S. SCHMAL, Tacitus (=Studienbücher Antike 14), Hildesheim 2005, S. 162 ff., bes. 164 mit weiterer Literatur; bei Schmal finden sich auch reichliche Verweise auf die Tacitus-Rezeption und die Trends in der neueren Forschung.

Reich aber wird auch von ihm als ein Ordnungsgefüge dieser Welt respektiert.³⁵ Die Konzeption der Reichs-Translation erwies sich in der Zukunft als wirkungsmächtiger als die fundamentale Reichskritik. Auch die Kritik einer antichristlichen Historiographie, exemplarisch etwa bei Zosimos vertreten, der das Römische Reich untergehen sah, weil es ein christlich beherrschtes, vom christlichen Geist regiertes Reich wurde, hat sich der Faszinationskraft des fortbestehenden Imperiums gegenüber nicht durchsetzen können.

Ich komme damit zum Schluss. Erst die Kombination dieser hier in fünf Etappen vorgeführten Deutungsmuster bestimmter Phasen der Geschichte Roms, die dessen literarische bzw. historiographische Eliten jeweils aus ihrer Perspektive heraus geschaffen haben, ermöglichte der neuzeitlichen Geschichtswissenschaft die Festschreibung einer großen Geschichte des Imperium Romanum mit dem charakteristischen Bogen von Aufstieg und Krise, Restauration und Stagnation, Niedergang und Überdauern als überzeitliches Paradigma. Diese große Geschichtserzählung hat ihre Faszination trotz aller fachwissenschaftlichen Korrekturen und methodologischen Vorbehalte bis heute nicht verloren, wie es ihre paradigmatische Präsenz in einschlägigen politischen Diskussionen zeigt. Noch immer speisen sich unsere Debatten über die Rolle von Imperien, ihre Legitimation, ihre charakteristischen Verhaltensweisen, ihre Krisen und ihre Stabilisierungschancen aus dem Rekurs auf antike Interpretationsmuster, nicht anders als der Diskurs über Orientalismus und Okzidentalismus, der mit der eingangs zitierten Transformation der USA von einer Hegemonialmacht der westlichen Welt zu einer imperialen Größe ohne (militärisch) gleichrangige Konkurrenz eine neue politische Dimension gewinnt.

³⁵ Vgl. etwa H. BELLEN, *Babylon und Rom – Orosius und Augustinus*, in: *Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption*. FS Karl Christ, hg. von P. KNEISSL – V. LOSEMANN, Stuttgart 1998, S. 51–60.

Klang und Rhythmus lateinischer Lyrik. Lateincamp zu Catull in Sirmione

Anna Christoph

Vorbemerkung

Catull ist sicher der Höhepunkt im Lateinunterricht, er kommt mit seinen Inhalten immer an und lädt zu allerlei Experimenten und Spielen ein. Viele Vorschläge sind dazu bereits seit Jahrzehnten immer wieder eingebracht worden.

Aber spätestens, wenn es dann um Metrik geht, schleicht sich doch wieder Langeweile ein; wenn es um metrisches Lesen geht, stöhnen unsere SchülerInnen wieder und verzweifeln an diesem Latein, das sogar noch bei Liebesgedichten eine unerträgliche Seite zu haben scheint. Was tun? Metrik darf nicht fehlen, aber wo das Herz des einen Philologen höher schlägt, der Kopf des anderen jedoch im stillen Kämmerchen selbst ob undurchdringlicher metrischer Schemata heimlich raucht, damit die Erklärung am nächsten Morgen ohne Pannen verlaufen kann, ist es durchaus nachvollziehbar, wenn die Begeisterung der SchülerInnen flöten geht. Die Einführung in Metrik bleibt letztlich bei trockenen Listen von Quantitätsregeln oder allenfalls dem unauslöschlichen, obwohl falschen Mythos vom Hexameter als Walzerrhythmus stehen. Oder man geht ganz von der Metrik ab und rappt Catull, wobei nicht ganz klar ist, was schlimmer ist: einen wesentlichen Aspekt von Lyrik totschrweigen oder sich auf dem Fachgebiet der SchülerInnen blamieren.

Metrik aber ist doch eigentlich eine Angelegenheit, die mehrere Sinne in Anspruch nehmen und reizende Erfahrungen ermöglichen kann, Voraussetzung ist allerdings das Bemühen, diesen sinnlichen Aspekt der Lyrik einerseits nicht zur reinen Kopfsache, sondern eben mit allen Sinnen erfahrbar zu machen, andererseits die inhaltlichen und kulturgeschichtlichen Aspekte eines Versmaßes nicht außer Acht zu lassen. Die meisten SchülerInnen interessieren sich für Musik und sind auch selbst musikalisch tätig, ein Potential, das man zu diesem Anlass in den Unterricht hereinholen kann. Und da kann man schon erleben, dass auch die schlechtesten LateinschülerInnen, die in ihrer Freizeit in einer Punkband spielen, begeistert mitmachen.

In diesem Beitrag geht es um einige Überlegungen und einen in seinem Ausgang zunächst nicht ganz absehbaren, aber glücklicherweise gelungenen Versuch zu „Rhythmus und Klang lateinischer Lyrik“. Dass hier das Wort Rhythmus fällt, ist weder Oberflächlichkeit noch mangelndes Sachwissen, sondern eine Entscheidung, die später erklärt werden soll.

Dieses Unterfangen war ein Teil einer gesamten Unterrichtseinheit zu Catull vor einigen Jahren, in der die üblichen Aspekte berücksichtigt, die gängigen Texte übersetzt und interpretiert wurden; all dies aber soll hier, eben weil üblich, nicht thematisiert werden. Hier eine Übersicht über die gesamte Einheit:

1. Catull -Einführung in Leben und Werk
2. Übersetzung der carmina 2, 3, 5, 8, 31, 51, 85 mit Stilanalyse und Interpretation
3. Einführung in die Metrik und erste Versuche zu metrischer Analyse
4. **zweitägiges Lateincamp in Sirmione: „Klang und Rhythmus lateinischer Lyrik“.**
Rhythmische und choreographische Umsetzung von carmen 34, 62, 85 sowie Vertonung von carmen 51
5. Rezeption: Carl Orff- Catulli carmina

Die Textauswahl in 4.) mag ungewöhnlich erscheinen, sind doch zwei im Unterricht sonst nie behandelte carmina dabei. Sie werden später inhaltlich und metrisch vorgestellt und ihre Auswahl begründet.

Der Klang lateinischer Lyrik

Gedichte, zumal Liebesgedichte, werden in jeder Sprache mit Inbrunst gelesen, Spottgedichte mit Ironie und Gebete mit Feierlichkeit. Aber wenn man das Gedicht erst übersetzen muss, hat man kaum Zeit über den Klang dieses Textes nachzudenken. Dass auch lateinische poetische Texte ihren besonderen Klangaspekt haben, dass überhaupt Latein ja eine sehr klingende Sprache ist, wird viel zu selten erfahren. Zwar wurde zu Catulls Zeiten Lyrik längst nicht mehr gesungen, aber sie wurde rezitiert, und auch privat las man halblaut, sodass das Lesen langsamer erfolgte und der Klang wahrgenommen werden konnte. Es gibt wunderschöne Beispiele von klanglichen und visuellen Gesamtkunstwerken, die den SchülerInnen anschaulich machen können, welche sinnliche Erfahrung Textlektüre sein kann. Diesen Aspekt betont auch Hans-Joachim Glücklich in seinem eben erschienenen „Compendium zur lateinischen Metrik“¹: Er bringt etwa Beispiele aus Vergils erster Ekloge, in denen Bienensummen und Taubengurren onomatopoetisch umgesetzt werden, und er berichtet zudem: „Bei der Rezitation der *Aeneis* soll Livia, die Frau des Kaisers Augustus, so beeindruckt gewesen sein, dass sie in Ohnmacht fiel. ...Auch die Klanginszenierung des dargestellten Unwetters mag dazu beigetragen haben.“²

Im Unterricht freilich werden die LehrerInnen wohl von Klangfarbe und Klangbildern, Lautmalerei, Alliteration und Assonanz sprechen, aber man nimmt so etwas, wenn überhaupt, dann mit den Augen und über intellektuelle Analyse wahr und das hat kaum Einfluss auf den Gesamteindruck eines Textes bei den SchülerInnen. Dasselbe gilt für die metrische Gestaltung von Lyrik.

Es reicht nicht, den SchülerInnen zu sagen, das Wort Lyrik habe mit dem Instrument zu tun und auf die musikalischen Ursprünge der Textgattung zu verweisen; was uns von der antiken musikalischen Gestaltung von Lyrik übrig geblieben ist, ist eben die metrische Gestaltung der Texte, die auf den ursprünglichen musikalischen Reichtum verweist. Ich denke, man sollte z. B. bei Catull diese Information als Ausgangspunkt nehmen und diesen musikalischen Aspekt zu erkunden suchen, auch wenn Catull von diesen ursprünglichen lyrischen Formen natürlich selbst schon weit entfernt ist und es möglicherweise zu einem Anachronismus kommt, der sich aber in vielfältiger Weise entschuldigen lässt. Zudem soll es nicht um eine reine, subjektive Vertonung der Texte gehen, was vom ästhetischen Konzept her etwas völlig anderes ist.

Ich finde es faszinierend und lohnend, mit der wirklich genuin antiken, vom Text vorgegebenen akustischen Struktur zu arbeiten, soweit dies aufgrund unserer rhythmisch akzentuierenden Prägung überhaupt möglich ist.

Freilich wird man eine Auswahl treffen, denn alle Elemente, also Metrum und sonstige lautliche Stilmittel zu berücksichtigen, wäre zu komplex und würde den Rahmen des Möglichen sprengen.

¹ Glücklich, Hans-Joachim: Compendium zur lateinischen Metrik. Wie lateinische Verse klingen und gelesen werden, Vandenhoeck & Ruprecht 2007.

² Glücklich, S. 15.

Rhythmus versus Metrik

Wie sehr wir auch mit dem Kopf verstehen, dass antike Lyrik quantifizierend und nicht akzentuierend ist, dieses Wissen lautlich zu realisieren, ist fast unmöglich.

Einen Mittelweg und eine Möglichkeit, das Prinzip den SchülerInnen begrifflich zu machen und sich an eine Umsetzung heranzutasten, sehe ich im Versuch, die antiken Metren anhand musikalischer Rhythmen zu erklären. Mit Hilfe von Halb- und Viertelnoten lassen sich am ehesten Länge und Kürze über ein den SchülerInnen vertrautes Zeichensystem veranschaulichen. Ich verwendete deshalb zunächst auch das Wort „Rhythmus“ und tauschte es erst nach und nach mit „Metrum“ aus. Jetzt finde ich mich in diesem Versuch auch a posteriori durch Hans-Joachim Glücklich unterstützt, der ebenfalls diesen Terminus verwendet.

Am leichtesten lässt sich das Prinzip der Darstellung in Notenzeichen am Hexameter zeigen: Im Widerspruch zur Erwähnung, der Hexameter entspreche dem Walzerrhythmus (man hört dies immer wieder) also einem 3/4-Takt (dieser Trugschluss ergibt sich aus einer rein akzentuierenden Umsetzung des Metrums), lässt sich der Daktylus eher als 4/4-Takt transkribieren. Für den Spondeus setzte ich entsprechend zwei Halbnoten ein.

-uu -uu -uu -uu -uu -uu
 ooo ooo ooo ooo ooo ooo

Ich machte solche Transkriptionen bei mehreren

Textbeispielen sowie bei verschiedenen Versmaßen und die SchülerInnen begriffen relativ schnell das Prinzip. Die Mühe sich mit einigen Regeln zur Feststellung der Quantität der Silben zu befassen, konnte den SchülerInnen freilich nicht erspart werden.

Eine Aufwärmübung zur lautlichen Umsetzung des Metrums zuerst ohne, dann mit Text und unter Körpereinsatz ließ in ihnen auch Freude an diesem Vorhaben entstehen. Zugleich erklärte ich ihnen, dass der Hexameter ursprünglich ein feierlicher Rhythmus von Gebeten und Heldenliedern war; diese Informationen ließen Metrik sofort zum Gegenstand des üblicherweise durchaus gegebenen Interesses an antiken Kulturen werden.

Mit dieser Voraussetzung und einem ersten Einsatz einfacher Gewichtverlagerungen sowie durch die Rezitation eines Verses aus dem antiken Aphroditehymnus wurde bereits diese Übung zu einem tänzerischen Anfang, die auch, wie ich wiederum aus Glücklich im Nachhinein erfahre, eine gewisse antike Entsprechung hat; er spricht von „... der Art, wie man in Griechenland den Rhythmus beim Singen einübte. Man hob und senkte dabei jeweils

Übung, um den Hexameter-Rhythmus aufzubauen:

Einstieg: zählen 1 2 3 4

Übung 1: auf 1 2 > Körpergewicht auf
 rechten Fuß verlagern
 auf 3 4 > Körpergewicht auf
 linkem Fuß

Übung 2 Übung 1 als Basis
 laut zählen
 auf 1 > klatschen
 dann ohne zu zählen

Übung 3 Übung 1
 laut zählen
 auf 3 4 zweimal klatschen
 dann ohne zu zählen

Übung 4 Übung 1 als Basis
 auf 2 schnippen

Übung 5 in drei Gruppen aufteilen
 1. Gruppe: klatscht auf 1
 2. Gruppe: schnippt auf 2
 3. Gruppe: klatscht auf 3 4

zunächst laut mitzählen, dann ohne Stimme
 mit Trommel oder anderen Percussions-
 instrumenten Hexameterrhythmus schlagen
 1(Pause) 3 4

Übung 6 Rezitation eines Verses (z.B.
 Aphroditehymnus deutsch)
 dazunehmen

einen der Füße. Die Hebung (griechisch *Arsis*, lateinisch *elatio*) folgte bei kurzen Silben, die Senkung (*Thesis/positio*) bei langen Silben...³.

Textauswahl

Die rhythmische Beschäftigung mit Catull sollte nun nicht ausschließlich mit schon bekannten Texten erfolgen.

Zu **carmen 51 und 85**, die selbstverständlich nicht fehlen durften, weil sie den SchülerInnen wegen ihres hohen Identifikationspotentials natürlicherweise besonders gut gefallen hatten, wurden zwei nicht behandelte, überhaupt recht unbekannte Texte dazu genommen, die auch eine andere inhaltliche Seite der Dichtung Catulls zeigen und mir für eine lautliche Umsetzung nicht nur ob des Metrums geeignet schienen. Es ist zum einen **carmen 62**, ein relativ langes hexametrisches **Hochzeitslied** im Wechselgesang mit einem wiederkehrenden Refrain. Während die Burschen Hesperus loben, weil er die Zeit der Liebe einleitet, kontern die Mädchen, indem sie ihn verwünschen, weil er eine aus ihrer Mitte der Umarmung der Mutter entreißen und ins Hochzeitsbett führen wird. Der Wettgesang erstreckt sich über die konträre Deutung üblicher Liebesmetaphern und ist recht ironisch angelegt. Am Ende jedes Parts wird schließlich im Refrain der Hochzeitsgott Hymenaeus angerufen. Schon die Struktur impliziert zumindest eine szenische Lesung, lädt aber auch unvermittelt zu einer kleinen choreographischen Umsetzung ein.

Das zweite ungewohnte **carmen (34)** ist ein **Dianahymnus** mit dem von Catull nur hier verwendeten und relativ unbekanntem metrischen Schema der vierzeiligen glykoneischen Strophe. Der in seiner Einfachheit sehr poetische Text, der durchaus auch inhaltlich Gefallen bei den SchülerInnen findet, ist durch dieses Metrum wirklich sehr liedhaft und wird zu einem richtigen Ohrwurm. Es besteht aus drei Glykoneen und einem Pherekrateus.

Glykoneus:

- - - u u - u -
u -
- u u

} metrische Varianten

Pherekrateus

- - - u u - u
u -
- u -

carmen 34

Dianae sumus in fide Puellae et pueri integri; Dianam puer integri Puellaeque canamus.	tu Lucina dolentibus Iuno dicta puerperis, tu potens Trivia et notho es dicta lumine Luna.
---	---

O Latonia, maximi Magna progenies Iovis, quam mater prope Deliam deposivit olivam,	tu cursu, dea, menstruo metiens iter annum rustica agricolae bonis tectis frugibus explens.
---	--

montium domina ut fores silvarumque virentium saltuumque reconditorum amnum sonantum.	sis quocumque tibi placet sancta nomine, Romulique, antique ut solita es, bona sospites ope gentem!
--	--

³ Glücklich, S. 17. Zu diesem Thema gibt er auch die wertvollen Literaturhinweise auf **Stroh, Wilfried: Arsis und Thesis oder: Wie hat man lateinische Verse gesprochen?** in Stroh, W.: Apocrypha. entlegene Schriften, hg. von Leonhardt, J./ Ott, G., Stuttgart 2000, 193-216 sowie **ders. ebda: Kann man es lernen, lateinische Verse zu sprechen?** 245-261. Leider waren mir diese Aufsätze damals nicht bekannt gewesen.

Arbeitsaufträge

Nach den Vorbereitungen in der Klasse wurden die Arbeiten in Sirmione in drei Gruppen durchgeführt:

1. Choreographische Umsetzung
2. Szenische Umsetzung
3. Vertonung

Je nach Interesse und Fähigkeiten, welche die SchülerInnen mitbrachten und auf welche ich sehr angewiesen war, schlossen sie sich in den entsprechenden Gruppen zusammen.

Für die musikalische Gruppe zog ich den Philosophiekollegen und Jazzsaxophonisten Bruno Demetz heran, der die SchülerInnen zu einem beeindruckenden und berührenden Ergebnis führte. Bei allen Gruppen ging es darum, unbedingt vom metrischen Rhythmus auszugehen.

Die ersten beiden Gruppen erhielten folgende rudimentäre Arbeitsanregungen, die Gruppe um Kollegen Demetz überließ ich ganz ihm, die einzige Bedingung war, dass carmen 51 (*Ille mi par esse*) nicht einfach irgendwie vertont werde, sondern die sapphische Strophe als rhythmische Basis behalte.

Gruppe 1: Choreographie

1. Dianahymnus choreographieren

- Versucht das Metrum mit Instrumenten und Einsatz des Körpers zu vertonen.
- Versucht nun dazu Tanzschritte entwickeln (z.B. in Form eines chorischen Reigens).
- Teilt nun verschiedene Bereiche auf z.B.
 - a) Percussion
 - b) Tanz
 - c) Rezitation
 oder kombiniert a) und b)
- Weitere Möglichkeiten könnten Instrumentalbegleitung oder Abwechslung von Tanz/Percussion und Rezitation sein.

2. Entwerft eine **moderne Choreographie** zu *Vivamus/ Miser Catulle/ Ille mi par esse* (*Ihr könnt frei wählen*)

Setzt das Metrum mit Körper und/oder Instrumenten um und kombiniert moderne Tanzschritte dazu.

Gruppe 2: Szenische Umsetzung

1. Hochzeitslied (Hexameter)

- Kürzt den Text bzw. wählt geeignete Verse aus.
- Entwickelt einen szenischen Wechselgesang z.B. auch mit pantomimischen Einlagen.

- Arbeitet mit lateinischem Sprachmaterial.
- Die Endszene sollte folgende Ebenen beinhalten:
 - a) Rezitation ev. auch abwechselnd lat.-dt.
 - b) Metrum ev. rhythmisch durch Percussion unterlegen
 - c) Kleine szenische Elemente.

2. odi et amo

1. Möglichkeit:
den Text weiter schreiben und szenisch rezitieren (z.B. mit lat. Grundlage als Refrain)
2. Möglichkeit:
einen deutschen Paralleltext schreiben; das Thema hierfür wählt ihr selbst, es soll aber ein elegisches Distichon werden.
3. Möglichkeit:
das Thema des Distichons symbolisch/ pantomimisch aufarbeiten, Rezitation integrieren.

Die Ergebnisse

Neben dem Spaß und der Intensität der zweitägigen Arbeit waren die Ergebnisse auch fachlich sehr zufriedenstellend.

1. Die Choreographie-Gruppe arbeitete sehr autonom unter der Führung einer Schülerin, die seit Jahren in ihrer Freizeit Ballett und Jazzdance trainierte. Die rhythmische Begleitung erfolgte über kleine Trommeln, die Rezitation des Textes oblag zunächst zwei Schülerinnen, die ich später für die kleine Aufführung in der Rezitation des Textes unterstützte. Die Schrittkombination war revuehaft und mit recht komplizierten Wechslen gestaltet. Zudem entwickelten sie ausgehend vom in der Schule gelesenen carmen 5 (vivamus, mea Lesbia) einen recht flotten Hendekasyllabus –Tanz.



2. Für die Gestaltung des Hochzeitliedes stellten sich Mädchen und Buben frontal einander gegenüber und wetteiferten heftig. Sie wählten die deutsche metrische –freilich akzentuierende– Übersetzung (aus der Tusculumausgabe von Werner Eisenhut) und rezitierten nur den Refrain gemeinsam in lateinischer Sprache, unterstützt durch Klatschen. Und (trotz all dem, was ich ihnen gesagt hatte) feierten sie die Versöhnung der Geschlechter mit Walzerschritten.



Carmen 85 (Odi et amo) hingegen nahmen sie als Ausgangspunkt, um ein eigenes elegisches Distichon zu einem beliebigen Thema zu verfassen und vorzutragen, indem sie sich im Kreis aufstellten, gemeinsam den Rhythmus klatschten und abwechselnd in die Mitte traten, um ihre Verse zu rezitieren.

3. Am beeindruckendsten fand ich das Ergebnis der Musikgruppe. Kollege Demetz hatte mit den SchülerInnen zunächst die sapphische Strophe von carmen 51 (Ille mi par esse) mit Basstrommel, Claves und Bongos rhythmisch eingeübt und dann nach und nach für die vier Gitarren und drei Querflöten musikalische Stimmen dazu komponiert.

„Dabei wechselten sich die Textpassagen (jeweils eine Strophe) mit kurzen, rein instrumentalen Intermezzi ab, während die Perkussionsinstrumente ihr riffartig wiederholtes Rhythmusmotiv, das der sapphischen Strophe entlehnt war und als Kontinuum im Wechsel zwischen Textrezitativ und Instrumentalmusik fungierte, konstant durchhielten. Die wie ein Refrain eingeschobenen instrumentalen (Querflöten-) Passagen wiesen in ihrer Melodiebildung dieselbe rhythmische Struktur wie die Strophen auf. Harmonisch gesehen basierten die Melodien nicht auf der uns geläufigen Funktionsharmonik, sondern auf der modalen Spielweise. Es wurden also verschiedene Modi (sog. Kirchentonarten), vorzüglich die dorische, phrygische oder mixolydische Skala, als melodisches Material verwendet. Das Interessante an diesen Modi ist, dass sie je eigene, sehr verschiedene Stimmungen erzeugen. Diese wurden ihrerseits durch die Art der Stimmführung, z.B. Quartparallelen, noch mal verstärkt. Wie beliebig miteinander austauschbare Module wurden diese ebenfalls riffartigen Melodien also zwischen die einzeln rezitierten Strophen eingeschoben, womit zwischen Vokal- und Instrumentalgruppe eine Art Dialog von steigender Intensität erzeugt werden konnte.“⁴

Schließlich improvisierte der Kollege noch mit seinem Sopransaxophon dazu. Das Ganze wirkte sehr kultisch und ekstatisch und weckte die Aufmerksamkeit so manches Passanten.



Genius loci

Um dem ganzen Vorhaben noch eine besondere Note zu geben, waren diese Aktivitäten während eines zweitägigen Aufenthaltes in Sirmione durchgeführt worden, unter den Mauern der „Catull“-Villa (die wir selbstverständlich auch besichtigt hatten) und an den Ufern des Gardasees. Zwischen Olivenbäumen und Oleanderbüschen war die Atmosphäre wirklich inspirierend, auch wenn wir bis zum Schluss um gutes Wetter hatten zittern müssen. Die ungewöhnliche Arbeit sowie die kleine Aufführung vor den MitschülerInnen kostete so manchen auch ziemlich große Überwindung, schließlich aber waren es für uns alle intensive Tage, die lateinische Lyrik tatsächlich zu einem sinnlichen Erlebnis machten. Zurück blieben bei allen zahlreiche Eindrücke und einige auswendig behaltene Strophen dieser Gedichte.

Nach diesem Projekt war zudem die Aufmerksamkeit, als wir uns, zurückgekehrt in den Unterricht, mit der Orff-Vertonung beschäftigten, viel größer und der Unterricht sehr viel ergiebiger als er es ohne diese Erfahrung gewesen wäre. Besonders freute es mich, als einige Schülerinnen noch im Maturajahr meinten, dies sei das schönste Projekt ihrer ganzen Schulkarriere gewesen.

⁴ Bruno Demetz.

Antike im Internet:
<http://anderslernen.net>
<http://www.sprachenstudio.net>

Redaktion Latein Forum

Wir verweisen auf eine Latein-Lernplattform, die, abgestimmt auf das Lehrbuch „Medias in Res“, äußerst vielfältiges Lern- und Übungsmaterial zur Verfügung stellt.



Schnittstelle Kultur:
Kulturelles Erbe – Kunst – Wissenschaft – Öffentlichkeit.
 Ein Forschungsschwerpunkt der Universität Innsbruck stellt sich vor

Michaela Fahlenbock, Ingo Schneider

Eine der Herausforderungen, die die Umsetzung des UG 2002 mit sich brachte, war die Etablierung fakultärer und interfakultärer Forschungsschwerpunkte. Dabei sollte auf vorhandene Kompetenzen und Stärken aufgebaut werden. An der Philosophisch-Historischen Fakultät arbeitet seit ca. 2 Jahren eine Gruppe von GeisteswissenschaftlerInnen (AlthistorikerInnen, AltorientalistInnen, ArchäologInnen, EthnologInnen, HistorikerInnen und KunsthistorikerInnen) an der Entwicklung eines Schwerpunkts, der zwei Kernkompetenzen der an der Fakultät vertretenen Fächer fördern und miteinander ins Gespräch bringen möchte: Praxisnähe und Reflexionsfähigkeit, d.h. konkret: Praxis der Kulturvermittlung und Kulturtheorie.

Die Ausgangsidee dabei war bzw. ist, dass keine andere Fakultät mit ihren Forschungsergebnissen eine stärkere Resonanz in der Öffentlichkeit erzielen kann als die Philosophisch-Historische. Diese Chance soll im Forschungsschwerpunkt „Schnittstelle Kultur“ auf der Grundlage von Kooperationen zwischen den verschiedenen, beteiligten Disziplinen wahrgenommen werden, indem die Ergebnisse der Forschung direkt in die Aufbereitung für ein breites Publikum mündet. Das Potential großer Öffentlichkeitswirkung bringt aber auch eine hohe Verantwortung mit sich. Im Rahmen des Schwerpunkts werden daher zugleich der Weg zur Aufbereitung und deren Eingebundenheit in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge reflexiv selbst zum Gegenstand des Forschungsprozesses.

Der Schwerpunkt verfolgt in diesem Sinne einerseits das Ziel, die für unsere Fakultät charakteristische Übertragungsleistung an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu bündeln. Damit trägt der Forschungsschwerpunkt durch eine Reihe von Einzelprojekten wie zum Beispiel internationale Großausstellungen, Errichtungen von Museen und archäologischen Themenparks, repräsentative, an ein breites Publikum gerichtete Publikationen oder Digitalisierungsprojekte, zur Außenwirkung der LFUI bei. Zugleich stärken diese Formen der Wissenschaftsvermittlung bzw. der kulturellen Angebote die Attraktivität des Tourismusstandorts Tirol.

Auf der anderen Seite fördert der Schwerpunkt aber auch Forschungen, die genau diese Vermittlung von Kultur von der Wissenschaft an eine breitere Öffentlichkeit, deren Hintergründe, Voraussetzungen und Konsequenzen zum Thema machen, die somit die Rolle der Wissenschaften in der Weitergabe und damit auch der Selektion von Wissen bzw. Kultur in einem weiten Sinn erörtern wollen. Im Folgenden seien einige laufende Vorhaben des Schwerpunkts, der sich insbesondere die Förderung junger WissenschaftlerInnen zum Ziel gesetzt hat, vorgestellt.

Was steckt hinter der Konjunktur des Kulturellen Erbes?

Diesem Thema gilt im Rahmen des Schwerpunkts das besondere Interesse des Fachs Europäische Ethnologie. Dabei wird die gegenwärtige, in internationalen, nationalen und lokalen Dimensionen unüberschbar zunehmende Berufung auf Vergangenes, auf überlieferte

Werte und die damit verbundene Vielfalt von Konservierung, Erneuerung und Wiederherstellung ausgerichteter Aktivitäten im Kontext von Historisierung und Musealisierung kritisch hinterfragt. Die Rückbeziehung auf die Vergangenheit stellt zwar kein grundsätzlich neues Phänomen dar. Dass in konkreten Handlungskontexten z. B. in Politik oder Tourismuswerbung, aber auch in entsprechenden theoretischen Diskursen seit einiger Zeit ständig die Begriffe „kulturelles Erbe“, „cultural heritage“ bzw. „patrimoine“ auftauchen, ist jedoch ein relativ „junges“ Phänomen. Erst in den letzten Jahren ist diesbezüglich eine gerade für die Kulturwissenschaft Volkskunde bedeutungsvolle Erweiterung des begrifflichen Rahmens zu beobachten. Man denke etwa an die Bemühungen der UNESCO zur Erhaltung des „Intangible Cultural Heritage“, des immateriellen Kulturellen Erbes. Nun werden auch lokale Traditionen in einem weiten Sinn, etwa überliefertes Wissen, Tanz, Musik oder Handwerk in den Rang des Vererbenswerten erhoben, d. h. es kam im Grunde zu einer Erweiterung des Kulturbegriffs: Kultur ist nicht mehr nur das Schöne, Erhabene, individuell aus dem Alltag Herausgehobene, sondern auch das vermeintlich Unbedeutende, Kollektive, unreflektiert Weitergegebene.

bricolage

Diesem Diskurs widmet sich einerseits der 3. Band der Zeitschrift „bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie: Kulturelles Erbe. Volkkundlich-kulturwissenschaftliche Perspektiven“. Das Heft vereint Beiträge unterschiedlicher Disziplinen zur Frage der Annäherung an den komplexen „Erbediskurs“, aber auch zur Thematisierung der Doppelrolle der Geisteswissenschaften, die als Produzenten und Analysten des „Kulturellen Erbes“ fungieren. Andererseits wird die vom 14. – 17. November 2007 stattfindende Tagung des Österreichischen Fachverbands für Volkskunde die Reflexion der kulturtheoretischen Hintergründe, aber auch der praktischen Konsequenzen der gegenwärtigen weltweiten Konjunktur des *kulturellen Erbes* zum Thema haben. Die Tagung wird vom Fach Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck gemeinsam mit dem Fachverband für Volkskunde, dem Verein für Volkskunde und der Österreichischen UNESCO-Kommission: Nationalagentur für das immaterielle Kulturerbe unter dem Titel „**Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft**“ ausgerichtet. Teilnehmen werden WissenschaftlerInnen aus dem In- und Ausland (u. a. aus der Slowakei, aus Belgien, Deutschland und Großbritannien) mit insgesamt 53 Vorträgen (vgl. <http://www.uibk.ac.at/volkskunde/erb.gut/index.html>).

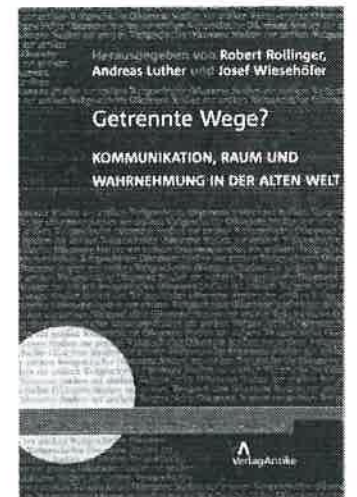


„Griechenland“ – „Orient“ : „Orient“ – „Griechenland“

Ein weiteres Projekt im Rahmen der „Schnittstelle Kultur“ beschäftigt sich unter dem Titel „Griechenland“ – „Orient“ : „Orient“ – „Griechenland“. *Kulturkontakte als Rezeption, Konfliktpotential und Mittel zur Identitätsbildung* mit Formen des interkulturellen Kontakts in der Alten Welt: Griechen, Griechenland und Orient sind Begriffe und Vorstellungsmuster, die aufgrund der in den letzten zwei Dekaden geführten Debatte über die Herkunft von „Völkern“ und „Kulturen“ nicht länger als distinkte Einheiten betrachtet werden können. An die Stelle der aus der Romantik stammenden Vorstellung primordialer Völker ist das Konzept der Ethnogenese getreten, und Kulturen erweisen sich immer mehr als grundsätzlich hybrid. Vor diesem Hintergrund der methodischen Diskussion werden innerhalb eines ganz besonderen historischen Bezugsrahmens – nämlich der parallelen Existenz einer Vielzahl an sehr vielfältigen „Kulturen“ im Raum des Vorderen Orients, der Ägäis und Griechenlands in der

ersten Hälfte des 1. Jahrtausend v. Chr. – die Möglichkeiten, Formen und Abläufe der Begegnung zwischen diesen „Kulturen“ analysiert. Als eines der für die Analyse der ungeheuren Komplexität von Kulturbegegnungen nötigen methodischen Mittel wird gegenwärtig auf der Grundlage etlicher eigener Vorarbeiten der MitarbeiterInnen des Instituts für Alte Geschichte und Altorientalistik der Universität Innsbruck eine modellhafte Skala von Kontaktzonen als eine Typologie von virtuell-konstruktiven und real existierenden Räumen erstellt. Dieses methodische Werkzeug wird durch eine bewusste Verschränkung der aus den verschiedenen Kulturen stammenden schriftlichen und anderen Quellen ergänzt. Schon für die Erarbeitung dieser methodischen Basis ist eine Zusammenarbeit mehrerer Disziplinen nötig, die es bisher in dieser Intensität noch nicht gegeben hat. Mit Kontaktzonen-Modell und Quellenverschränkung stehen neue Mittel zur Verfügung, die es in Verbindung mit Methoden der post-colonial studies erlauben, sowohl real ablaufende kulturelle Kontakte als auch in Texten bloß imaginierte Kontakte zu analysieren, zu beschreiben und in ihrer Bedeutung emisch und etisch zu erklären. Als Ergebnis der einzelnen Fallstudien der Schwerpunktaktivität ist nicht bloß ein Test für die Brauchbarkeit der methodischen Voraussetzungen zu erwarten, sondern vor allem auch ein Angebot an möglichen Lösungen für Probleme, die aus aktuellen Kulturkontakten erwachsen, sowohl in konkreten Abläufen als auch auf einer ideologischen Ebene. Ein fundierter Beitrag zur aktuellen Europa-Debatte wird dabei bewusst angestrebt.

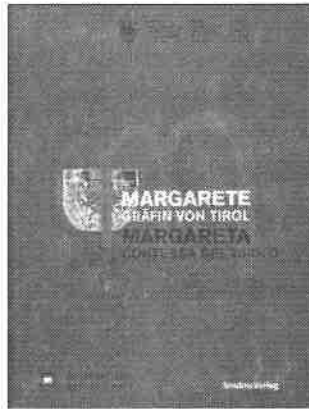
Zur Vertiefung und Weiterführung dieser Überlegungen richtet das Institut für Alte Geschichte und Altorientalistik vom 19. – 23. November die 6. Tagung der internationalen Arbeitsgruppe „Orient und Okzident“ unter dem Leitthema „**Die vielfältigen Ebenen des Kontakts: Interkulturelle Begegnungen in der Alten Welt**“ aus. Die im Jahr 1999 in Kiel (BRD) ins Leben gerufene Arbeitsgruppe verfolgt das Ziel, jungen NachwuchswissenschaftlerInnen, die sich mit dem Thema Kulturkontakte in der Antike bzw. im Alten Orient beschäftigen, die Möglichkeit zur Vorstellung ihrer eigenen Arbeiten zu geben bzw. in direkten Gedankenaustausch mit etablierten Größen des Faches zu treten. Die diesjährige Tagung wird unter Beteiligung von über 35 ReferentInnen aus Österreich, Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, dem Libanon, Großbritannien, Polen, Spanien, Frankreich und Australien stattfinden.



Zur Thematik erschienen:

Robert Rollinger / Andreas Luther / Josef Wiesehöfer (Hg.): *Getrennte Wege? Kommunikation, Raum und Wahrnehmung in der Alten Welt* (Oikumene. Studien zur Antiken Weltgeschichte, Bd. 2), Köln 2006.

Margarete Gräfin von Tirol



Das mehrjährige vom Fach Geschichte ausgehende Projekt „Margarete Gräfin von Tirol – Ausstellung und Tagung auf Schloss Tirol“ (Leitung: Julia Hörmann-Thurn Valsassina Taxis) ist bereits in die Endphase eingetreten. Am 3. und 4. November 2006 fand in Schloss Tirol eine vorbereitende Tagung statt, deren Ziel die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den unterschiedlichsten Facetten der Person der „Margarete Maultasch“ (Biografie, Eheskandal, Rezeption) war. In einem zweiten Teil wurde die Rolle mittelalterlicher Frauen in Tirol im Allgemeinen beleuchtet. Vom 30. Juni bis zum 19. November dieses Jahres findet zu den auf der Tagung erarbeiteten Themenschwerpunkten im Landesmuseum Schloss Tirol die Ausstellung „Margarete Gräfin von Tirol / Margareta contessa del Tirol“ statt. Auch der kürzlich erschienene

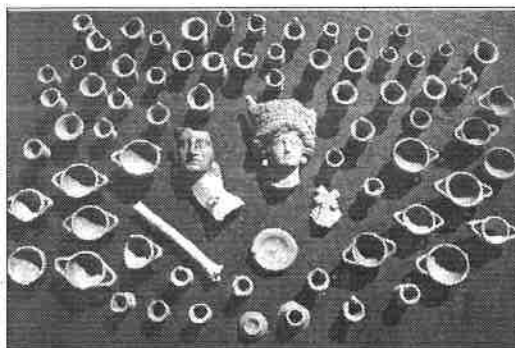
Ausstellungskatalog behandelt neben einer detaillierten Darstellung und Beschreibung der Ausstellungsgegenstände das Leben der oftmals portraitierten Gräfin von Tirol.

Geschichte der Kunst in Tirol

Am Institut für Kunstgeschichte konnte nunmehr das mehrjährige Projekt einer zweibändigen **Geschichte der Kunst in Tirol** (hg. von Paul Naredi-Rainer und Lukas Madersbacher) erfolgreich abgeschlossen werden. Der Anspruch dieser Publikation ist es, den gesamten gegenwärtigen Wissensstand zur Tiroler Kunstgeschichte in einer Form zu präsentieren, die sowohl dem interessierten Laien als auch dem Fachpublikum ein ebenso umfassendes wie differenziertes Bild der Entwicklung der Kunst in Nord-, Ost- und Südtirol von den Anfängen bis in die Gegenwart zu liefern.



Funde und Befunde - Policoro



Funde einer Deponie von Votiven

Im Rahmen des Schwerpunktes „Schnittstelle Kultur“ laufen eine Anzahl von Aktivitäten, die Funde und deren Befunde aus Vergangenheit und Gegenwart zum Mittelpunkt ihrer Forschung(en) haben. Eines dieser Grabungsprojekte soll (in Vertretung der anderen) vorgestellt werden:

Unter dem Titel „Policoro – Archäologische Forschungen“ (Leitung: Brinna Otto, Ute Kurz) wurden die Ausgrabungen im Demeterheiligtum von Herakleia, dem heutigen Policoro, nach einer längeren Unterbrechung im Jahre 1989 durch Brinna Otto vom

ehemaligen Institut für Klassische Archäologie der Universität Innsbruck in Kooperation mit italienischen WissenschaftlerInnen und Behörden wieder aufgenommen. Seither konnte durch die Bereitstellung großer Geldmittel neben der wissenschaftlichen Freilegung der bedeutsamen Kultbauten, deren Restaurierung und öffentliche Zugänglichkeit innerhalb des Archäologischen Parks von

Policoro möglich gemacht werden. Zugleich galt es, die unpublizierten Funde, welche im Museo Nazionale della Siritide in Policoro deponiert sind, für die Öffentlichkeit aufzubereiten. Die künftigen Ausgrabungen im Demeterheiligtum von Policoro bezwecken eine weitere Klärung der Gesamttopographie des Heiligtums, die weitere Erschließung von Kultgewohnheiten und Riten aus angetroffenen Funden und Befunden, die Zusammenführung bisher weit verstreuter Teile des heiligen Ortes und das großflächigere Vordringen ins archaische Quellheiligtum. Abgesehen von diesen speziellen Zielsetzungen stellen archäologische Ausgrabungen eine wichtige historische Quelle dar, auf die die geschichtlich-künstlerisch ausgerichteten Kulturwissenschaften nicht verzichten können.



Restaurierung der Funde

Inszenierungen von Sieg

Zusätzlich zu diesen und noch einer ganzen Reihe weiterer laufender Aktivitäten entsteht nun ein auf mehrere Jahre konzipiertes, interdisziplinäres Projekt unter dem Arbeitstitel „Inszenierungen von Sieg und Niederlage“. Das Forschungsvorhaben widmet sich den Interdependenzen zwischen der Inszenierung von Siegen, respektiven Niederlagen und den jeweils vorausgehenden kulturellen Prozessen und deren Verankerung in der Memoria. Dabei geht es nicht primär um kriegerische Ereignisse, sondern um eine breit gelagerte (kultur)anthropologische Auseinandersetzung mit der Thematik Sieg und Niederlage, z. B. Sieg über die Natur, über Krankheit und Leid, Sieg und Niederlage im Sport. Für Mai 2008 ist die Ausrichtung einer internationalen Tagung geplant, an der die



Eine Niederlage wird zum Sieg – Karl Schranz 1972 in Wien

MitarbeiterInnen des Forschungsvorhabens innerhalb des Schwerpunktes und ein gezielt ausgewählter Kreis internationaler Fachleute aktiv teilnehmen werden. Übergeordnetes Ziel des interdisziplinären Projektes ist die Konzeption und Durchführung einer Ausstellung in Zusammenarbeit mit einem professionellen Partner (Museum). Im Rahmen dieses Vorhabens werden im Sinne der Nachwuchsförderung einschlägige Masterarbeiten und Dissertationen vergeben und gefördert werden.

Kontakt

Informationen zum theoretischen Hintergrund und den Aktivitäten des philosophisch-historischen Forschungsschwerpunktes „Schnittstelle Kultur: Kulturelles Erbe – Kunst – Wissenschaft – Öffentlichkeit“ (Schwerpunktsprecher: Ingo Schneider, Lukas Madersbacher) sind über die Homepage der Leopold-Franzens-Universität abrufbar (http://www.uibk.ac.at/forschung/schwerpunkte/schnittstelle_kultur.html) oder (http://www.uibk.ac.at/fakultaeten/philosophisch_historische/veranstaltungen/startseite.html). Ebenso besteht die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme über folgende Email-Adresse: Michaela.Fahlenbock@uibk.ac.at (Kordinatorin des Fakultätsschwerpunktes).



„Klima“ und „Atmosphäre“¹

Klaus Bartels

Bei dem Hieb- und Stichwort „Klima“ denkt manch einer heute gleich an tropische Temperaturen, schmelzende Polkappen und steigende Meeresspiegel, verheerende Hurrikane, versinkende Hafenstädte und andere Klimakatastrophen, an das Zauberwort Kyoto und immer neue Klimaprotokolle. Von derlei Horrorszenarien und überhaupt von Wind und Wetter, Heiß und Kalt, Trocken und Feucht lässt das Wort noch nichts verlauten; das „Klima“ bezeichnet so mathematisch definiert wie ominös schlichtweg einen Neigungswinkel, eine Schief- oder Schräglage zwischen null und 90 Grad.

Hinter diesem „Klima“ steht das griechische *klínein*, „neigen“, das in der großen indoeuropäischen Sprachenfamilie mit unserem „lehnen“ verwandt ist. Daher rühren ein paar mehr oder weniger geläufige Euro-Wörter: Die „Klimax“, griechisch *klímax*, eigentlich die schräg angelehnte „Leiter“, lebt in der übertragenen Bedeutung einer rhetorischen Steigerung fort; das „Klimakterium“ deutet auf die Lebens-Leiter mit ihren Sieben-Jahres-Sprossen, zumal auf das berüchtigt gefährdete siebenmal siebente Jahr. Die „Klinen“, griechisch *klínai*, auf denen die Griechen es sich zum Essen und Trinken bequem machten, sind eigentlich schräge „Lehnen“, und die „Klinik“ legt uns schließlich vollends flach, übrigens erst seit dem 1. Jahrhundert n. Chr.: Von einer *kliniké* (*téchne*), einer „klinischen (ärztlichen Kunst)“ ist zuerst bei dem älteren Plinius, von einem spezialisierten *klinikós*, einem „Kliniker“, zuerst ein Jahrhundert später bei Galen die Rede.

Das mit dem verdinglichenden Schwanzstück *-ma* gebildete *klíma* bezeichnet eigentlich einen Abhang, ein Gefälle. Vielleicht schon der Platonschüler Eudoxos, doch spätestens der große Astronom Hipparch hat den Begriff in die mathematische Geographie eingeführt und auf die Neigung des Horizonts gegenüber der Erdachse bezogen. Nach der Länge des längsten und des kürzesten Tages im Jahr bestimmten zuerst Hipparch im 2. Jahrhundert v. Chr. und dann wieder Ptolemaios im 2. Jahrhundert n. Chr. die *klímata*, die „Neigungswinkel“ oder Breitengrade für eine Vielzahl von Orten in der „bewohnten (Welt)“, der für jene Zeit einzig überschaubaren *oikuméne* (*ge*) zwischen Ceylon und Thule.

In der frühen Neuzeit ist der geographische Terminus *technicus* von den fünf seit alters griechisch benannten Breiten-„Zonen“, Breiten-„Gürteln“, auf die dort vorherrschenden klimatischen Verhältnisse übertragen worden; seither unterscheiden wir das „tropische“ Klima, nach griechisch *tropé*, „Wende“, zwischen den Wendekreisen beidseits des Äquators, das wohltemperierte Klima in den gemäßigten Breiten und das „arktische“ oder „antarktische“ Klima, nach griechisch *árktos*, „Bär“, unter beziehungsweise gegenüber dem Großen und Kleinen Bären. Von leibhaftigen planschenden Eisbären unter den verstirnten mythischen Bären ließen sich die Griechen damals noch nicht träumen.

Zugleich mit der „Atmosphäre“, wortwörtlich der „Dunstkugel“, ist dieses „Klima“ in jüngster Zeit noch in unsere Arbeitswelten und Konferenzsäle eingezogen. Wir sprechen von einer besseren oder schlechteren Arbeitsatmosphäre, einem besseren oder schlechteren

¹ Anmerkung der LF-Redaktion: Diese wortgeschichtlichen Untersuchungen erschienen bereits in der Neuen Zürcher Zeitung bzw. in der Stuttgarter Zeitung. Viele weitere interessante „vermischte Meldungen aus der Alten Welt“ sind in folgenden Publikationen von Klaus Bartels zu finden: „Wie die Murmeltiere murmeln lernten“, „Trüffelschweine im Kartoffelacker“, „Wie Berenike auf die Vernissage kam, Internet à la Scipio“, „Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden“ und „Veni, vidi, vici. Geflügelte Worte aus dem Griechischen und Lateinischen“ (alle im Verlag Philipp von Zabern erschienen).

Betriebsklima, und auch eine Klimakonferenz hat neben ihrem perfekt einregulierten Raumklima noch ihr tropisch-hitziges, angenehm wohltemperiertes oder arktisch-frostiges Verhandlungsklima. Selbst im extremen Fall hilft da kein Dreh an der Klimaanlage. Aber es ist hübsch zu sehen, wie das Wort in dieser Übertragung aufs Menschlich-Allzumenschliche unversehens wieder zu seiner griechischen Ursprungsbedeutung zurückgefunden hat: Auch bei diesem Arbeitsklima und Verhandlungsklima geht es ja um allerlei Neigungswinkel zwischen null und 180 Grad, um Anlehnung und Ablehnung, Zuneigung und Abneigung hinüber und herüber.

Die acht Himmelsphären der „alten Astronomie“, die sieben Planetensphären von Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter und Saturn und die sie umschließende Fixsternsphäre, waren der Antike als „Sphären“ wohlvertraut. Doch von einer *atmosphaira* wissen die altgriechischen Wörterbücher nichts zu melden. Da mochte der Himmel noch so blau sein - die irdische Luftregion unter dem Mond, wo die vier Winde in die Kreuz und Quere wehen und statt Sphärenklängen nichts als Sturmgeheul und Donnerschlag ertönt, schien den alten Astronomen des hehren „Sphären“-Titels wohl nicht wert.

Die „Atmosphäre“ ist ein Retortenwort, im Sprachlabor der frühen Neuzeit aus altem Griechisch synthetisiert. Die *sphaira*, eigentlich „Ball, Kugel“, ist im 6. Gesang der „Odyssee“ mit einem fröhlichen Ballwurf der Königstochter Nausikaa ins Licht der Wortgeschichte eingetreten. Später bezeichnete das Wort die ineinander gefügten Kugelschalen, in denen die griechische Astronomie Planeten und Fixsterne umlaufen ließ, und schließlich auch den zuinnerst ruhenden Erd-„Ball“. In dem weiteren Sinne eines buchstäblich nach der Armlänge bemessenen „Bereiches“ sprechen wir neuerdings von einer persönlichen Intim- und Privatsphäre oder von politischen Einfluss- und Interessensphären.

Anders als die *sphaira* ist der *atmós*, auch weiblich *atmé* oder *atmís*, im Griechischen kein geläufiges Wort gewesen. Um 700 v. Chr., in Hesiods Göttermythen, bezeichnet zunächst die *atmé* einen „gottgesandten Gluthauch“ über der vom Blitz des Zeus getroffenen „brennenden, schmelzenden Erde“. Im 5. Jahrhundert v. Chr., in der Aischyleischen „Orestie“, spricht die Seherin Cassandra von dem *atmós*, dem „Modergeruch“, der ihr aus dem Palasttor von Mykene „gleichwie aus einem Grab“ entgegenschlägt; in der gleichen „Orestie“ spricht später der Schatten der von Orest erschlagenen Klytaimestra von dem *atmós*, dem „hindörrenden Gluthauch“, der dem Mund der alle Blutschuld rächenden Eumeniden entströmt.

Sengender Gluthauch, feuchtkalter Moder und wieder dörrender Gluthauch: Was uns aus dieser Jahrtausende tiefen Lexikonspalte in die Nase steigt, kann einem schier den Atem verschlagen. Dieser lebensfeindliche *atmós* ist denn auch nicht mit unserem „Atem“ und „Atmen“ verwandt; die Atmosphäre ist, aller Bezüglichkeit zum Trotz, nicht unsere „Atemosphäre“. In der Folge und in Prosa bezeichnet das griechische Wort, bei Aristoteles meist *atmís*, dann auch allerlei harmlosere feuchte Dämpfe und Dünste, zumal den Wasserdampf, den die Sonne von der Erde aufzieht, einmal auch arabisches Räucherwerk.

In der frühen Neuzeit war mit der Ptolemäischen Astronomie der sieben Planetensphären auch die Aristotelische Physik der fünf Elemente dahingefallen, und mit ihr die Schranke zwischen den ewiggleich kreisenden ätherischen Himmelsphären und der wolkigen, windigen, dunstigen, staubigen Luftregion unter dem Mond. Nun stand nichts mehr im Wege, diesen irdisch-trüben *atmós* mit jener himmlisch-reinen *sphaira* zu einer den Erdball rings umhüllenden „Atmosphäre“ zu verkuppeln, und wie vorher die acht ätherischen Sphären, so fügten sich nun neue atmosphärische Sphären wie die die Troposphäre, die Stratosphäre und die Ionosphäre ineinander, und zuletzt finden die diplomatischen Verhandlungen über die politischen Einfluss-„Sphären“ hier auch ihre gute Arbeits- und Gesprächs-„Atmosphäre“.

„Jedem Worte klingt“, so schnarren die Greifen in Goethes Klassischer Walpurgisnacht, „der Ursprung nach, wo es sich her bedingt.“ Die Wörteralchemisten des 17. Jahrhunderts hatten gewiss mehr Aristoteles als Hesiod und Aischylos gelesen. Aber lassen wir heute die „Atmosphäre“ von ihrer Geschichte erzählen, so scheint diese aus Abermillionen von Auspuffrohren und Fabrikschornsteinen kohlendioxid- und wer-weiß-womit-noch-geschwängerte Atmosphäre uns ominös an jenen sengenden alten „Gluthauch“ über einer „brennenden, schmelzenden Erde“ zu gemahnen, und es fehlt derzeit ja auch nicht an neuen Kassandren, die in unserer Atmosphäre, etymologisch durchaus stimmig, den „hindörrenden Gluthauch“ einer fatalen Klimakatastrophe wittern.

Von einer Urkunde „zweifelhafter Geltung“ zum „Taufschein Österreichs“. Die Ostarrîchi-Urkunde vom 1. November 996

Christoph Haidacher

Erstnennungen von Orten und Regionen haften wegen der Gunst bzw. der Ungunst der Überlieferung oftmals etwas sehr Willkürliches und Zufälliges an. Während uns manche Tiroler Dörfer bereits im 8. Jahrhundert in den Traditionsbüchern bayerischer Klöster begegnen, stammen die ersten urkundlichen Nennungen anderer Orte aus dem 12. oder gar erst 13. Jahrhundert, wiewohl die Erkenntnisse der Archäologie und der Ortsnamenkunde oftmals ein wesentlich höheres Alter dieser Siedlungen beweisen. Die so genannte *Ostarrîchi*-Urkunde vom Ende des 10. Jahrhunderts hingegen steht in einem durchaus engen zeitlichen Kontext mit jenen Ereignissen, die zur Ausbildung eines Herrschaftsraumes beitrugen, den man später Herzogtum Österreich nennen sollte.

Das historische Umfeld

Im Jahre 907 hatten die Ungarn den bayerischen Heerbann bei Pressburg vernichtend geschlagen; in der Folge drangen sie immer weiter nach Westen vor, ehe sie in der Schlacht am Lechfeld am 10. August 955 von König Otto I. entscheidend besiegt werden konnten. Nach der Beseitigung dieser Bedrohung schritt man in den letzten Dezennien des 10. Jahrhunderts daran, die durch die Ungarneinfälle schwer in Mitleidenschaft gezogene politische, wirtschaftliche und soziale Ordnung wieder aufzurichten und das Donautal herrschafts- und siedlungsmäßig zu durchdringen.

Im Zuge einer Auseinandersetzung zwischen Kaiser Otto II. und Herzog Heinrich dem Zänker von Bayern kam es zu einer grundlegenden Neuordnung im Südosten des Reiches. Heinrich wurde 976 abgesetzt, sein Herrschaftsbereich erheblich verkleinert: Kärnten wurde von Bayern abgetrennt und zu einem eigenen Herzogtum erhoben; die Mark an der Donau wurde jener Familie übertragen, die sich später Babenberger nannte. Ihre Angehörigen sollten fortan die kaiserlichen Interessen in diesem Raum wahrnehmen.

Zug um Zug gelang es diesem Geschlecht, als dessen erster Vertreter Markgraf Leopold I. 976 urkundlich belegt ist, zunächst in Abhängigkeit von Bayern, ab 1156 als Herzöge von Österreich, den Donaoraum östlich der Enns herrschaftlich zu durchdringen und die Reichsgrenze bis an die Leitha zu verschieben. Dieser Prozess zog sich über Generationen hin; er war auch nicht das alleinige Werk der Babenberger. Bischöfe und Klöster wurden aus nicht uneigennütigen Motiven ebenfalls in diesem Raum aktiv, erwarben Besitz und legten Siedlungen an. Insbesondere die Bischöfe von Regensburg und Passau, später auch jene von Freising und Bamberg taten sich als eifrige Kolonisatoren hervor. Diesem geschichtlichen Kontext verdankt die so genannte *Ostarrîchi*-Urkunde ihre Entstehung.

Die Schenkung Kaiser Ottos III.

Die am Allerheiligentag des Jahres 996 getätigte Schenkung fügt sich nahtlos in die gängige Praxis der Herrschaftsausübung der damaligen Könige und Kaiser ein. Das noch reichlich vorhandene herrenlose Land, im konkreten Fall die den Ungarn abgenommenen Landstriche an der Donau, wurde an weltliche, vor allem aber an geistliche Würdenträger vergeben. Auf Letztere stützte sich das damalige Kaisertum bei seiner Herrschaftsausübung in besonderem Maße.

Die Geschichtswissenschaft bezeichnet dieses Phänomen (trotz einiger jüngst formulierter Einschränkungen) als ottonisch-salisches Reichskirchensystem. Die Kirche gedachte des Herrschers nämlich nicht nur im Gebet, sondern stellte ihre Dienste in vielfältiger Weise der weltlichen Obrigkeit zur Verfügung. Geistliche wirkten in der kaiserlichen Kanzlei, sie dienten als Ratgeber, sie fungierten als Gesandte. Sie übten als Reichsfürsten aber auch weltliche Herrschaftsrechte aus, stellten bei Kriegszügen große Truppenkontingente und hatten maßgeblichen Anteil an der Kolonisierung und Christianisierung der neu gewonnenen Räume im Osten.

Ähnlich anderen geistlichen Institutionen wurde auch die Bischofskirche von Freising vielfach mit kaiserlichen Schenkungen bedacht. Eine davon stellt unsere so genannte *Ostarrîchi*-Urkunde dar. Kaiser Otto III., der Sohn Ottos II. und der byzantinischen Prinzessin Theophanu, ein hoch gebildeter und phantasiebegabter Herrscher, übertrug bei der Rückkehr von seinem ersten Romzug dem Freisinger Bischof Gottschalk eine *curtis* sowie weitere 30 Hufen bei Neuhofen an der Ybbs. Während man sich unter einer *curtis* wohl einen bereits bestehenden größeren Siedlungskern vorzustellen hat, dürfte es sich bei den 30 Hufen um noch zu kultivierendes Land handeln; die Größe einer solche Hufe reichte vermutlich aus, um eine mittelalterliche Familie zu ernähren. Dieser vor mehr als 1000 Jahren der Freisinger Kirche geschenkte Besitz im westlichen Niederösterreich sollte bis 1803, bis zur Auflösung der geistlichen Reichsfürstentümer infolge des Reichsdeputationshauptschlusses, in den Händen dieses Hochstifts bleiben.

Eine nicht unwesentliche Rolle bei diesem Rechtsgeschäft scheint Ottos Vetter und Nachfolger Heinrich II. gespielt zu haben, der als so genannter *petitor* diese Schenkung anregte und befürwortete. Heinrich, mit dem Beinamen „der Heilige“, sollte sich während seiner Regierung ganz entscheidend auf die Reichskirche stützen und mit ihrer Hilfe das Königtum konsolidieren. Mit der Gründung des Bistums Bamberg schuf er eine bleibende Erinnerung.

In der *Ostarrîchi*-Urkunde finden die Babenberger als das führende weltliche Geschlecht in diesem Raum nur am Rande Erwähnung: Die Schenkung des Kaisers an den Freisinger Bischof lag nämlich in deren Mark, die zu dieser Zeit Heinrich, der Sohn des ersten Markgrafen Leopold, der 976 damit belehnt worden war, innehatte. Diese Babenberger, die 1156 zu Herzögen von Österreich aufstiegen, blieben bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1246 Herren dieses Gebietes. Während ihrer fast 300-jährigen Herrschaft wurde der Begriff *Ostarrîchi*, der sich zunächst nur auf eine relativ kleine, östlich der Enns gelegene Region bezogen hatte, zum Namen für die gesamte Mark bzw. für das 1156 geschaffene Herzogtum und damit letztlich für das heutige Österreich.

Von *Ostarrîchi* zu Österreich

Der Name *Ostarrîchi* ist althochdeutschen Ursprungs und setzt sich aus *ostar* für „östlich“ und *richi* für „Herrschaftsbereich, Reich, Land“, aber auch „Gegend“ zusammen. Diesem *Ostarrîchi* als Bezeichnung für ein Gebiet im Osten entsprechen im Lateinischen Ausdrücke

wie *regio orientalis*, *marca orientalis* und ähnliche Formulierungen. *Ostarrîchi* als Begriff begegnet uns erstmals im ausgehenden 8. Jahrhundert, um 870 wird es als Bezeichnung für das Ostfrankenreich erwähnt. Durchaus denkbar, aber nicht belegt, ist seine Verwendung bei den Bayern für ihre östlichen Landstriche vor dem Jahr 996. Bei all diesen Überlegungen ist jedoch immer zu berücksichtigen, dass man sich im Frühmittelalter in den schriftlichen Quellen fast ausschließlich der lateinischen Sprache bediente und in dieser tauchen in bayerischen Dokumenten vielfach Begriffe wie *plaga orientalis*, *partes orientales* etc. auf.

Die erstmalige Nennung des Begriffs *Ostarrîchi* (bezogen auf „Österreich“) im Jahre 996 ist rein zufälliger Natur; es stellt als Bezeichnung keine Neuerung dar, schon gar nicht war damit die Entstehung eines neuen politischen Gebildes verbunden. *Ostarrîchi* diente lediglich als geografische Bezeichnung einer Region, für die die Freisinger noch keinen Namen besaßen und deshalb auf den vor Ort verwendeten Ausdruck zurückgriffen. Der Umfang dieses Landstrichs lässt sich nicht exakt bestimmen, fest steht aber, dass er keinesfalls mit der babenbergischen Mark gleichgesetzt werden darf, sondern lediglich einen Teil derselben gebildet hat. Der Innsbrucker Mediävist Josef Riedmann hat daher zu Recht die Urkunde von 996 lediglich als Taufschein Österreichs, nicht jedoch als Geburtsurkunde unseres Staates bezeichnet.

Erst allmählich nahm dieses *Ostarrîchi* deutlichere Konturen an und entwickelte sich im Laufe von rund 150 Jahren zur Bezeichnung für das Herrschaftsgebiet der Babenberger; wohl nicht zufällig wird um 1150 in der babenbergischen Kanzlei erstmals der Begriff *Austria* für ihren Machtbereich genannt.

Der 996 erstmals für „Österreich“ verwendete Begriff *Ostarrîchi* lebt heute selbstverständlich im Namen Österreich fort, er lebt in den skandinavischen Sprachen fort, er lebt im französischen *Autriche* fort; im Italienischen gebrauchte man früher Bezeichnungen wie *Osterlich*, *Austerico* und *Sterliccho*, die sich ebenfalls auf das mittelalterliche *Ostarrîchi* zurückführen lassen (eine arabische Quelle des Jahres 1218 überliefert den Ausdruck *Dastarrich*).

Dass wir heute vom Taufschein, manchmal sogar von der Geburtsurkunde Österreichs sprechen, hat mit der jüngsten Geschichte unseres Landes zu tun. 1896 interessierte sich niemand für die erstmalige Nennung Österreichs vor 900 Jahren. 1946 jedoch, nach der schmerzvollen Erfahrung von Krieg und Nationalsozialismus, suchte man nach Zeugen einer neuen, österreichischen Identität; die 950 Jahre alte *Ostarrîchi*-Urkunde kam da gerade recht. Und seit damals werden die entsprechenden Jubiläen mit Staatsakten, Feiern, Publikationen, Gedenkstätten etc. begangen. Für den nüchternen Geschichtsforscher stellt dies jedoch eine unhistorische und damit unzulässige Rückprojektion heutiger Eigenständigkeit und heutigen Identitätsverständnisses in die Welt des 10. Jahrhunderts dar, in der es ein „Österreich“ nicht gab, wohl aber eine *curtis* zu Neuhofen, die in der Region *Ostarrîchi* lag.

Warum die *Ostarrîchi*-Urkunde echt ist

Von Anfang an wurde an der Echtheit der *Ostarrîchi*-Urkunde gezweifelt. Theodor Sickel, der Autor der noch heute maßgeblichen Edition in den „*Monumenta Germaniae Historica*“ bezeichnete sie als „Diplom zweifelhafter Geltung“. Vor allem zwei Tatsachen veranlassten ihn zu diesem Urteil. Zum einen waren an der Abfassung der Urkunde zwei verschiedene Schreiber beteiligt, zum anderen war das (heute siegellose) Diplom mit dem Siegel Kaiser Heinrichs II. und nicht mit jenem Ottos III. beglaubigt worden.

Zahlreiche Historiker haben sich, insbesondere seit dem Kriegsende 1945, als diese Urkunde zu einem Symbol für das wiedererstandene Österreich geworden war, über diese „Ungereimtheiten“ den Kopf zerbrochen. Lange Zeit (Theodor Sickel, Leo Santifaller,

Heinrich Appelt und andere) dachte man bei dem auf Pergament (56x47 cm) geschriebenen Diplom an ein so genanntes Blankett. Die kaiserliche Kanzlei habe dem Freisinger Bischof eine noch leere Urkunde übergeben, bei der lediglich der als Eschatokoll bezeichnete Schlussteil eingetragen worden war. Ein Freisinger Schreiber habe dann unter Zuhilfenahme einer älteren Kaiserurkunde (eine Schenkung Ottos II. an Freising vom Jahre 973) das Protokoll (Einleitung) und den Kontext (Hauptteil mit dem Rechtsinhalt der Urkunde) eingefügt. Hernach habe die kaiserliche Kanzlei nach Prüfung und Billigung des Inhalts das Diplom durch die Anbringung des Siegels beglaubigt; mit der Ausführung des Vollziehungsstriches durch den Herrscher erhielt die Urkunde dann Rechtskraft. Eine solche Vorgangsweise, die einem großen Vertrauensvorschuss des Kaisers gleichgekommen wäre, ist zwar denkbar (es sind solche Fälle überliefert), hätte aber nicht dem normalerweise geübten *Procedere* in der kaiserlichen Kanzlei entsprochen.

Jüngere Arbeiten (Heide Dienst, Josef Riedmann, Siegfried Haider), die rund um „1000-Jahr-Österreich“ (1996) entstanden sind, gelangen zu einer etwas anderen Ansicht. Bei der *Ostarrîchi*-Urkunde handle es sich um eine so genannte Empfängerausfertigung. Der Bischof von Freising habe unter Verwendung des Formulars einer älteren Kaiserurkunde (das Archiv des Hochstifts verfügte über zahlreiche kaiserliche Diplome) durch einen geeigneten Angehörigen der Freisinger Domschule die Urkunde mit dem gewünschten Rechtsinhalt schreiben lassen; diese sei dann vom Kaiser gebilligt worden, woraufhin ein kaiserlicher Notar das Eschatokoll anfügte, der Herrscher den Vollziehungsstrich ausführte und die Kanzlei das Siegel anbrachte, wodurch das Diplom Rechtskraft erhielt. Eine im Mittelalter durchaus übliche Vorgangsweise, die vielfach bezeugt ist und daher als die wohl wesentlich wahrscheinlichere Variante zu sehen ist, als die Ausstellung eines Blanketts. Insbesondere die genaue Untersuchung der Linierung (sie wurde vom Freisinger Schreiber angebracht und benutzt, während der kaiserliche Notar lediglich die noch übrig gebliebene letzte Linie verwendete, sonst aber ohne dieses Hilfsmittel das Eschatokoll einfügte) durch Siegfried Haider wies überzeugend nach, dass es sich bei der *Ostarrîchi*-Urkunde um eine Freisinger Empfängerausfertigung handelt, die von Kaiser Otto III. dann beglaubigt und ausgestellt worden ist.

Während die Frage Blankett versus Empfängerausfertigung durch diese neueren Forschungen endgültig zugunsten letzterer geklärt ist, wirft die Besiegelung durch Kaiser Heinrich II. infolge des heute nicht mehr vorhandenen und damit überprüfbareren Siegels nach wie vor Fragen auf. Das Siegel diente im Mittelalter der Beglaubigung; ein korrekt angebrachtes Siegel des Ausstellers der Urkunde verbürgte deren Echtheit und Beweiskraft. Nun wissen wir aus alten Beschreibungen dieses Diploms aus dem 18. und 19. Jahrhundert, dass sich an ihr ehemals ein Siegel Kaiser Heinrichs II., des Nachfolgers Ottos III., befunden hat. Dieser Umstand hat in Anbetracht des hohen Beglaubigungswertes eines Siegels Bedenken gegen die Echtheit der *Ostarrîchi*-Urkunde unter den Historikern aufkommen lassen und in der Folge zahlreiche mögliche Erklärungen für diesen „Makel“ hervorgebracht.

Die ältere Geschichtsforschung meinte, dass die Urkunde erst zur Regierungszeit Heinrichs II. vollendet worden sei, dass das Rechtsgeschäft erst nach einem späteren Lokalausweis unter Ottos Nachfolger vollzogen worden sei. Es wurde auch die Ansicht vertreten, dass das ursprüngliche Siegel Ottos III. bald verloren gegangen sei und man das Diplom von Heinrich II. neuerlich besiegeln hätte lassen, was allerdings dem damaligen Usus in der kaiserlichen Kanzlei entschieden widersprochen hätte.

Jüngere Untersuchungen räumen ein, dass eine endgültige Klärung der Siegelfrage nicht möglich ist, dass es immer offen bleiben muss, ob jemals ein Siegel Ottos III. an dieser Urkunde gehangen hat. Als am wahrscheinlichsten gilt trotzdem jene Variante, wonach das Diplom ursprünglich von Otto III. besiegelt worden ist, dieses Siegel jedoch, wie dies öfter

passierte, verloren gegangen ist, und durch ein Heinrichsiegel (ob versehentlich oder bewusst, weil man über kein Siegel Ottos verfügte, muss offen bleiben) aus dem reichen Freisinger Bestand ersetzt worden ist. Manipulationen am Siegel Heinrichs II. selbst, um ein Siegel seines Vorgängers vorzutäuschen, sind wohl eher von der Hand zu weisen.

Insgesamt, und das führt uns der Großteil der Forschungen sehr deutlich vor Augen, geben weder der Inhalt noch die Schrift des Diploms irgendeine Veranlassung, an der Echtheit der *Ostarrîchi*-Urkunde zu zweifeln; die Siegelfrage hingegen wird sich nie restlos klären lassen.

Nur zwei Jahre später: „Osterriche“

Wiewohl die Echtheit der *Ostarrîchi*-Urkunde mittlerweile außer Frage steht, ein unechtes Diplom wäre kein allzu großes Malheur gewesen. Bereits zwei Jahre später, am 29. April 998, stellt Kaiser Otto III. neuerlich eine Urkunde aus, in der wiederum der Begriff „*Osterriche*“ Erwähnung findet. Diesmal ist der bayerische Herzog Heinrich, der spätere Kaiser Heinrich II., der Beschenkte. Er erhält von Kaiser Otto III. für seine treuen Dienste den Besitz Nöchling (Nochilinga) im Gau Osterriche in der Grafschaft des Markgrafen Heinrich von Babenberg.

Obwohl die Urkunde in Rom ausgestellt wurde (am 29. April 998 und nicht, wie im Diplom fälschlich angegeben, am 29. April 997) und man zunächst an Heinrichs Beitrag zum Sieg des deutschen Heeres in Rom denken könnte (Eroberung der Engelsburg, Wiederherstellung der kaiserlichen Herrschaft und des Papsttums Gregors V., Absetzung des Gegenpapstes Johannes Philagatos, Hinrichtung des Stadtpräfekten Crescentius), dürften die Gründe des Kaisers für die Belohnung seines Vetters Heinrich in unserem Raum zu suchen sein. Herzog Heinrich hatte sich nämlich große Verdienste um die Abwehr bzw. die Bekämpfung der Ungarn erworben. Er hatte im innerungarischen Machtkampf Stephan, der später den Beinamen „der Heilige“ erhalten sollte, gegen eine national-heidnische Opposition unterstützt und damit zum Thron verholfen; gleichzeitig gab er ihm seine Schwester Gisela zur Frau und stärkte so die Verbindungen zum neuen christlichen König der Ungarn. Die Urkunde selbst legitimierte wohl bereits erfolgreiche Kolonisationsaktivitäten Heinrichs in diesem Raum, wodurch er den Siedlungsausbau in einem Streifen nördlich der Donau (nordwestlich von Ybbs) vorantreiben konnte. Eine Region, die ebenfalls im Amtsbereich des Markgrafen Heinrich lag.

Protokoll, Kontext, Eschatokoll

Mittelalterliche Urkunden folgen einem streng geregelten Aufbau. In der Einleitung, dem so genannten Protokoll, dessen erste Zeile in einer Auszeichnungsschrift, der so genannten *Elongata*, geschrieben ist, erfolgt zunächst die Anrufung Gottes (*invocatio*), auf den sich mittelalterliche Herrschaft beruft. Es folgen Name und Titel des Ausstellers (*intitulatio*) sowie die Nennung des Empfängers (*inscriptio*) verbunden mit einem Gruß (*salutatio*). Der wesentliche Inhalt der in diplomatischer Minuskel und auf Latein geschriebenen Urkunde findet sich im Kontext. Oftmals sehr verschachtelt formuliert enthält die *Dispositio* den Rechtsinhalt der Urkunde, in unseren beiden Fällen die Schenkungen an die Freisinger Bischofskirche bzw. an den bayerischen Herzog Heinrich. In der *Pertinenzformel*, in der das klassische Latein oftmals durch althochdeutsche Ausdrücke (vgl. *zidalweidun*) ergänzt wird, wird der Umfang der Schenkung umschrieben. Das Eschatokoll oder der Schlussteil der Urkunde enthält die *subscriptiones* mit dem Monogramm des Herrschers (im Falle der *Ostarrîchi*-Urkunde enthält es die Worte OTTO IMPERATOR AUGUSTUS) und dessen Vollziehungsstrich sowie die Datierung nach dem römischen Kalender.

Texte

Text 1:

Kaiser Otto III. schenkt der Bischofskirche von Freising sein in der Ostarrichi genannten Gegend gelegenes Gut bestehend aus einem Hof zu Neuhofen und 30 angrenzenden Königshufen - Bruchsal, 1. November 996

In nomine sanctae et individuae trinitatis. Otto divina preordinante clementia imperator augustus.

Noverint omnium industriae fidelium nostrorum tam praesentium quam et futurorum, qualiter nos dignis petitionibus dilectissimi nepotis nostri Baioariorum ducis Heinrici annuentes quasdam nostri iuris res in regione vulgari vocabulo Ostarrichi in marcha et in comitatu Heinrici comitis, filii Luitpaldi marchionis, in loco Niuvanhova dicto, id est cum eadem curte et in proximo confinio adiacentes triginta regales hobas cum terris cultis et incultis, pratis, pascuis, silvis, aedificiis, aquis aquarumve decursibus, venationibus, zidalweidun, piscationibus, molendinis, mobilibus et immobilibus, viis et inviis, exitibus et reditibus, quaesitis et inquirendis omnibusque iure legaliterque ad easdem hobas pertinentibus super gremium Frigisingensis aeccliesiae ad servitium sanctae Mariae sanctique Christi confessoris atque pontificis Corbiniani, cui nunc fidelis noster Kotascalhus venerabilis praesidet episcopus, in proprium atque perpetuum usum concessimus firmiterque tradidimus nostra imperiali potentia, eo modo eoque tenore, ut eadem praefata Frigisingensi aeccliesia idemque praelibatus antistes Kotascalhus atque omnes sui successores libero deinceps perfruantur arbitrio haec omnia tenendi, commutandi et quidquid voluerint inde faciendi. Et ut nostrae largitionis auctoritas firmior stabiliorque cunctis sanctae Dei aeccliesiae filiis perpetim credatur, hanc cartam inscribi iussimus anuloque nostro signatam manu propria subtus eam firmavimus.

Signum domni Ottonis invictissimi imperatoris augusti. Hildibaldus episcopus et cancellarius vice Vuilligisi archiepiscopi recognovi.

Data Kalendis Novembris anno dominicae incarnationis DCCCXCVI, indictione X, anno autem tertii Ottonis regnantis XIII, imperii vero I. Actum (Bruoch)selle. Feliciter.

individuus 3 - unteilbar • **trinitas**, -atis f. - Dreifaltigkeit • **pr[a]eordinare** - vorherbestimmen • **clementia**, -ae f. - Milde, Gnade • **novi**, novisse [hier mit Gen.] - wissen • **industria**, -ae f. - Fleiß • **fidelis**, -e - treu • **qualiter** -hier: dass • **dignus** 3 - würdig, gerecht(fertigt) • **petitio**, -onis f. - Bitte, Ersuchen • **dilectus** 3 - geschätzt, geliebt • **nepos**, -otis m. - Enkel, Neffe, Vetter • **dux**, ducis m. - Herzog • **annuo**, annuere - zustimmen • **vulgaris**, -e - (all)gemein, verbreitet • **marcha**, -ae f. - Mark • **comitatus**, -us m. - hier: Grafschaft • **comes**, -itis m. - hier: Graf • **marchio**, -onis m. - Markgraf • **curtis**, -is f. - Hof, Königshof • **confinium**, -ii n. - Grenze, Nachbarschaft • **adiaceo**, adiacere - liegen • **regalis**, -e - königlich • **hoba**, -ae f. - Königshufe • **pratium**, -i n. - Wiese [Prater] • **pascua**, -orum n. - Weide(land) • **decursus aquarum** - Wasserlauf • **venatio**, -onis f. - Jagd • **zidalweidun** - Bienenweiden • **piscatio**, -onis f. - Fischgrund • **molendinum**, -i n. - Mühle • **exitus**, -us m. - hier: Ausgabe • **reditus**, -us m. - Einnahme • **quaesitus** 3 - hier: bestehend • **inquirendus** 3 - hier: (später) noch zu erzielende/r/s • **pertineo**, pertinere AD - gehören ZU • **gremium**, -ii n. - Schoß • **[a]ecclesia**, -ae f. - Kirche • **servitium**, -ii n. - Dienst • **confessor**, -oris m. - Bekenner • **pontifex**, -ficis m. - hier: Bischof • **venerabilis**, -e - ehrwürdig • **episcopus**, -i - Bischof • **pepetuus** 3 - unbegrenzt • **concedo**, concedere, -cessi, -cessum - überlassen, einräumen • **firmiter** (adv.) - stark • **tenor**, -oris m. - Art • **praefatus** 3 - oben genannt • **praelibatus** 3 - zuvor erwähnt • **antistes**, -stis m. - Vorsteher, Bischof • **successor**, -oris m. - Nachfolger • **perfruo**, perfrui [Depon. + ABL.] - genießen • **arbitrium**, -ii n. - Gutdünken • **largitio**, -onis f. - Schenkung • **perpetim** (adv.) - unbegrenzt • **c[h]arta**, -ae f. - Urkunde • **anulus**, -i m. - (Siegel-)Ring • **subtus** (adv.) - unten • **domni** = domini • **vice** - In Vertretung • **recognoscere** - hier: gegenzeichnen • **incarnatio**, -onis f. - Fleisch-, Menschwerdung • **indictio**, -onis f. - Indiktion (= Zyklus von 15 Jahren) • **feliciter** (adv.) - glücklich, mit Glück.

Text 2:

Kaiser Otto III. schenkt Herzog Heinrich von Bayern sein Gut Nöchling in dem Osterriche genannten Gau - Rom, 29. April 998

In nomine sanctae et individuae trinitatis. Otto divina favente clementia Romanorum imperator augustus.

Noverit omnium fidelium nostrorum tam presentium quam et futurorum industria, qual[iter n]os cari (sic!) nepoti nostro Heinrico duci ob devotum et fidele ser[vitium, qu]od nobis semper exhibuit, dedimus ei quoddam nostre proprietatis predium Nochilinga nuncupatum in p[ago] quoque Osterriche vocitato ac comitatu Heinrici march[ionis] et inter fluviis (sic!) Ispera et Sabinicha nominatis situm atque id ipsum predium cum omnibus suis pertinentiis in areis, aedificiis, terris cultis et incultis, agris, pratis, campis, pascuis, silvis, venationibus, aquis aquarumve decursibus, piscationibus, molendinis, viis et inviis, exitibus et reditibus, quesitis et inquirendis cunctis[que] aliis appendiciis que dici possunt sibi in proprium tradidimus eo videlicet tenore, ut quicquid sibi libuerit inde faciat. Et ut hec nostre auctoritatis donatio nunc et in futuro firma consistat, hoc preceptum inde conscriptum sigilli nostri impressione signare iussimus manumque propria ut infra videtur corroboravimus.

Signum domni Ottonis invictissimi imperatoris augusti. Hildibaldus episcopus et cancellarius vice Vuilligisi archiepiscopi recognovi.

Data III Kal. Mai. anno dominicae incarnationis DCCCCXCVII, indictione XI, anno autem tertii Ottonis regnantis XV, imperii vero II. Actum Romae. Feliciter.

individuus 3 - unteilbar • **trinitas**, -atis f. - Dreifaltigkeit • **faveo**, favere - gewogen sein, unterstützen • **clementia**, -ae f. - Milde, Gnade • **novi**, novisse [hier mit Gen.] - wissen • **fidelis**, -e - treu • **industria**, -ae f. - Fleiß • **qualiter** -hier: dass • **carus** 3 [cari: hier statt caro = Dat.] - lieb, teuer • **nepos**, -otis m. - Enkel, Neffe, Vetter • **dux**, ducis m. - Herzog • **devotus** 3 - gelobt, hingebungsvoll • **fidelis**, -e - treu • **servitium**, -ii n. - Dienst • **quod** = Relativpron. (zu beziehen auf „servitium“) • **exhibeo**, exhibere, -hibui - leisten, bieten • **nostre** = nostrae • **proprietas**, -atis f. - Besitz • **pr[a]edium**, -ii n. - (Land-)Gut, Gutsbesitz • **nuncupare** - bezeichnen, nennen • **pagus**, -i m. - Gebiet • **vocitare** - nennen; Pass.: heißen • **comitatus**, -us m. - hier: Grafschaft • **marchio**, -onis m. - Markgraf • **fluvius**, -ii m. - Fluss • **situs** 3 - gelegen • **pertinentium**(?), -ii [...IN] n. - das Dazugehörige [...BESTEHEND AUS] • **area**, -ae f. - Hof • **pratium**, -i n. - Wiese [Prater] • **campus**, -i m. - Feld • **pascua**, -orum n. - Weide(land) • **venatio**, -onis f. - Jagd • **decursus aquarum** - Wasserlauf • **piscatio**, -onis f. - Fischgrund • **molendinum**, -i n. - Mühle • **exitus**, -us m. - hier: Ausgabe • **reditus**, -us m. - Einnahme • **quaesitus** 3 - hier: bestehend • **inquirendus** 3 - hier: (später) noch zu erzielende/r/s • **appendicium**(?), -ii n. - das Dazugehörige • **que** = quae • **proprium**, -ii n. - Besitz • **videlicet** - und zwar • **tenor**, -oris m. - Art • **libet** - es gefällt, es beliebt • **hec** = haec • **nostre** = nostrae • **donatio**, -onis f. - Schenkung • **firmus** 3 - stark • **consisto**, consistere - hier: Bestand haben • **pr[a]eceptum**, -i n. - Verordnung, Befehl • **infra** - unten • **corroborare** - stärken, (be)kräftigen • **domni** = domini • **vice** - In Vertretung • **recognoscere** - hier: gegenzeichnen • **incarnatio**, -onis f. - Fleisch-, Menschwerdung • **indictio**, -onis f. - Indiktion (= Zyklus von 15 Jahren) • **feliciter** (adv.) - glücklich, mit Glück.

Übersetzungen

Text 1:

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Otto, durch göttliche vorausbestimmende Gnade Kaiser und Augustus.

Alle unsere eifrigen Getreuen, gegenwärtige wie auch künftige, mögen wissen, dass wir, den würdigen Bitten unseres geliebtesten Vetters, des Bayernherzogs Heinrich zustimmend, gewisse uns gehörende Besitzungen in der Gegend, die in der Volkssprache Ostarrichi heißt, in der Mark und in der Grafschaft des Grafen Heinrich, des Sohnes des Markgrafen Leopold, im Neuhofen genannten Ort und zwar mit eben diesem Hof und 30 in der unmittelbaren Nachbarschaft liegenden Königshufen, mit bebautem und unbebautem Land, mit Wiesen, Weiden, Wäldern, Gebäuden, mit Gewässern und Wasserläufen, Jagden, Bienenweiden, Fischgewässern, Mühlen, mit beweglichem und unbeweglichem Gut, mit Wegen und unwegsamem Land, mit Ausgaben und Einnahmen, bestehenden und noch zu erzielenden, und mit allem, was recht- und gesetzmäßig zu diesen Hufen gehört, dem Schoße der Freisinger Kirche, der jetzt unser getreuer Gottschalk als ehrwürdiger Bischof vorsteht, zum Dienst der heiligen Maria und des heiligen Bekenner Christi und Bischofs Korbinian, zu Eigen und zu ewigem Nutzen überlassen und kraft unserer kaiserlichen Macht fest übergeben haben, und zwar so und auf solche Weise, dass die genannte Freisinger Kirche, ihr genannter Vorsteher Gottschalk und alle seine Nachfolger alles dieses in Hinkunft nach freiem Ermessen besitzen, eintauschen oder was immer sie wollen, damit tun können. Und damit der Kraft unserer Schenkung von allen Söhnen der heiligen Kirche Gottes stets fester und unerschütterlicher Glaube geschenkt werde, haben wir diese Urkunde zu schreiben befohlen, sie mit unserem Siegel besiegelt, und unten mit eigener Hand unterschrieben.

Das Handzeichen des Herrn Otto, des unbesiegbaren Kaisers und Augustus. Ich Hildibald, Bischof und Kanzler, habe in Vertretung des Erzbischofs Willigis gegengezeichnet.

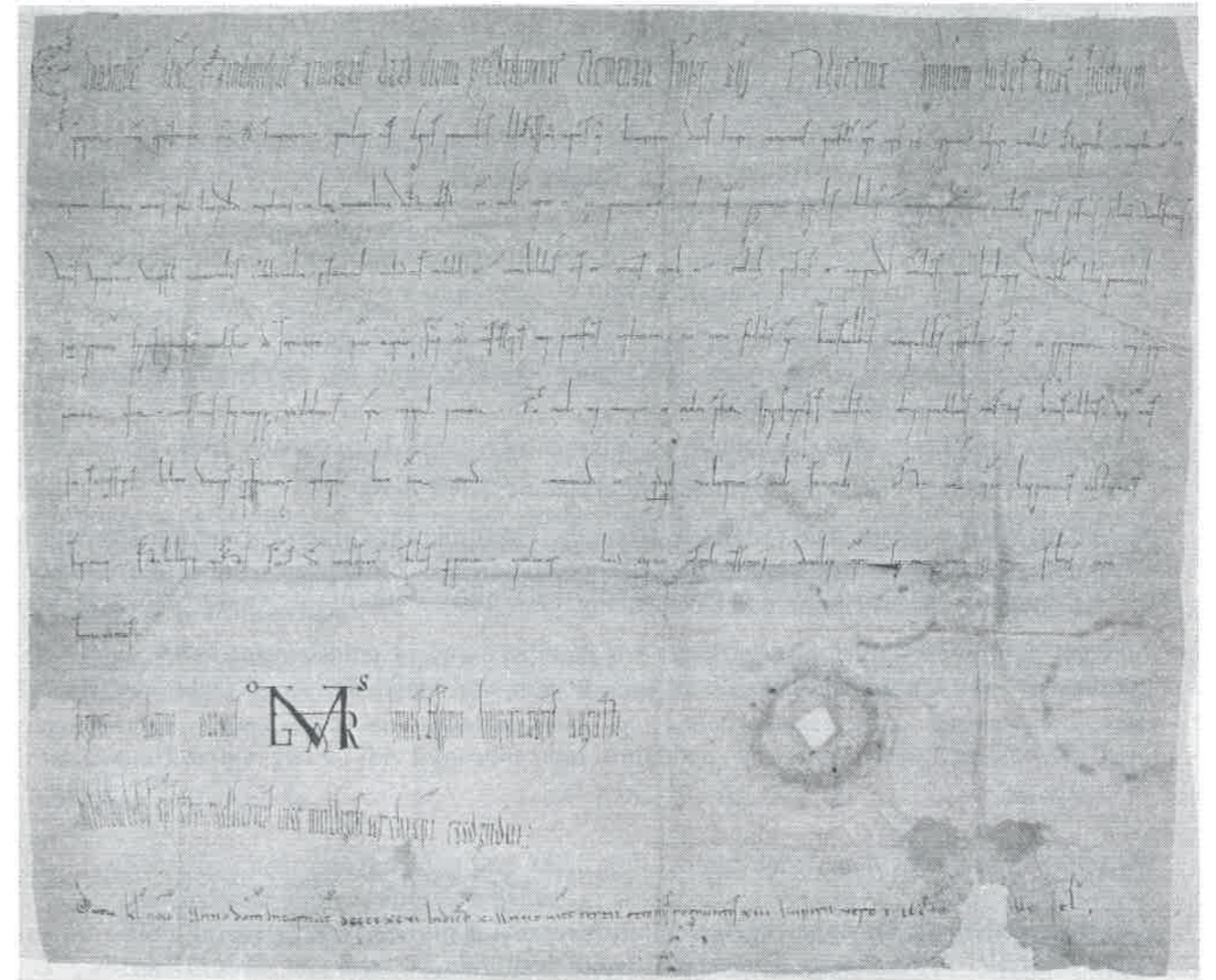
Gegeben an den Kalenden des November im Jahr der Fleischwerdung des Herrn 996, in der 10. Indiktion, im 13. Regierungsjahr des Königs Otto, im ersten seines Kaisertums. Geschehen zu Bruchsal. Mit Glück.

Text 2:

Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Otto durch die Gunst göttlicher Milde römischer Kaiser und Augustus.

Alle unsere jetzigen und auch künftigen Getreuen mögen wissen, dass wir unserem lieben Vetter, dem Herzog Heinrich, wegen seiner gehorsamen und treuen Dienste, die er uns immer geleistet hat, unseren Nöchling genannten Besitz, der im Osterriche genannten Gau in der Grafschaft des Markgrafen Heinrich zwischen den Ispen und Sarmingbach genannten Flüssen gelegen ist, zu Eigen übergeben haben und zwar mit allem, was dazugehört: mit Hofstätten, Gebäuden, bebautem und unbebautem Land, mit Äckern, Wiesen, Feldern, Weiden, Wäldern, Jagden, Gewässern und Wasserläufen, mit Fischwässern, Mühlen, Wegen und unwegsamem Gelände, mit Ausgaben und Einnahmen, bestehenden und noch zu erzielenden, und mit allem anderen noch zu nennenden Zubehör. Und zwar mit der Bestimmung, dass er damit tun kann, was ihm beliebt. Und damit diese unsere Schenkung jetzt und in Zukunft Bestand habe, haben wir diese hiemit niedergeschriebene Verfügung durch die Anbringung unseres Siegels beglaubigen lassen und wie unten zu sehen durch eigene Hand bestätigt.

Das Zeichen des Herrn Otto, des unbesiegbaren Kaisers und Augustus. Ich Hildibald, Bischof und Kanzler, habe in Vertretung des Erzbischofs Willigis gegengezeichnet. Gegeben an den dritten Kalenden des Mai im Jahr 997 der Fleischwerdung des Herrn, in der elften Indiktion, im 15. Jahr der Herrschaft Ottos III., im zweiten Jahr seines Kaisertums. Geschehen in Rom. Mit Glück.



Ostarrichi-Urkunde vom 1.11.996 (DO. III. 232)
Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Hochstift Freising, Urk. 14

Literatur (Auswahl):

- APPELT Heinrich, Zur diplomatischen Beurteilung der *Ostarrîchi*-Urkunde, in: Heinrich Appelt, Kaisertum, Königtum, Landesherrschaft. Gesammelte Studien zur mittelalterlichen Verfassungsgeschichte (= Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Erg.-Bd. 28), Wien-Köln-Graz 1988, S. 163-173
- DIENST Heide, Paläographisch-diplomatische Bemerkungen zu DO. III 232 (sogen. "Ostarrîchi-Urkunde"), in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 104 (1996), S. 1-12
- DIENST Heide, Osterrîche - wieder vor 1000 Jahren. Das Diplom Kaiser Ottos III. vom 29. April 998 – der zweite Beleg für den Namen „Österreich“, in: Österreich in Geschichte und Literatur 42 (1998), S. 1-11
- HAIDER Siegfried, Zur Entstehung der Ostarrîchi-Urkunde vom 1. November 996 (DO.III.232), in: Archivalische Zeitschrift 80 (1997), S. 96-124
- RIEDMANN Josef, Der „Taufschein“ Österreichs. Die Ostarrîchi-Urkunde vom 1. November 996, in: Ostarrîchi – Österreich. 1000 Jahre – 1000 Welten, hg. von Hermann Kuprian, Innsbruck-Wien 1997, S. 19-38
- URBANITSCH Peter, Die *Ostarrîchi*-Urkunde, in: Ausstellungskatalog 996-1996. *Ostarrîchi* – österreich. Menschen – Mythen – Meilensteine, Horn 1996, S. 41-54
- WANDRUSZKA Adam, Die Ostarrîchi-Urkunde. Faksimile im Originalformat der Urkunde aus dem Besitz des bayerischen Hauptstaatsarchivs, München, Kaiserselekt 859. Einleitung, Transkription und Übersetzung, Graz 1995

Lektüretagebuch und kreatives Schreiben im Lateinunterricht*Ruth Benkovic*

Mit der Lateingruppe einer sechsten Klasse (4. Jahr Latein), für die in diesem Schuljahr die Beschäftigung mit den Dichtern Ovid und Catull auf dem Lehrplan stand, versuchte ich erstmals eine etwas andere Art der Auseinandersetzung mit lateinischen Texten, in der Absicht, durch persönliche und emotionale Beschäftigung mit den Inhalten der übersetzten Textstellen etwas von der „Zeitlosigkeit“ antiker Literatur zu vermitteln und darüber hinaus eine innere Verbindung zu ermöglichen, die durch das vom Intellekt bestimmte Übersetzen und Analysieren wohl schwer geschaffen werden kann.

Die SchülerInnen hatten daher während der gesamten Ovid- und Catull-Lektüre die Aufgabe, ein so genanntes Lektüretagebuch zu führen, eine Arbeitsform, die in der modernen Fremdsprachendidaktik schon länger ihren festen Platz hat. Sie mussten nach jeder Ovid-Lateinstunde in eigenen Worten den Inhalt der übersetzten Zeilen zusammenfassen. Nach Abschluss einer inhaltlichen Einheit oder Geschichte durften sie sich eine Szene aussuchen und dazu entweder ein Bild malen oder einen kurzen Text verfassen, z.B. einen inneren Monolog, einen Dialog oder einen Brief. Nach Beendigung der Ovid-Lektüre konnten sie sich ihre Lieblingsgeschichte aussuchen und einen Brief an eine Freundin/einen Freund schreiben und in diesem noch einmal kurz den Inhalt erzählen und erklären, warum sie gerade diese Geschichte gewählt haben.¹

Bei der Lektüre ausgewählter Lesbia-Gedichte von Catull war die Aufgabenstellung ähnlich. Nach Abschluss eines Gedichts mussten bestimmte Fragen zu Inhalt und Gestaltung beantwortet werden, meist als Nachbereitung zum Unterrichtsgespräch.² Nach Beendigung der Catull-Lektüre gab es die folgenden drei Aufgaben, von denen jede/r zwei bearbeiten musste:

1. Schreibe einen inneren Monolog des Catull. Nimm dabei auch Bezug auf den Inhalt der Gedichte, die wir übersetzt haben.
2. Stell dir vor, Catull habe einen Kummerbrief über seine unglückliche Liebesbeziehung mit Lesbia an den Psychologen einer Zeitschrift geschrieben. Verfasse den Antwortbrief des Psychologen.
3. Schreibe einen Brief an die Lehrplankommission, in dem du für die Streichung oder Beibehaltung der Lesbia-Gedichte auf der Lektüreliste eintrittst. Begründe deine Meinung.

Mit der letztgenannten Aufgabenstellung wollte ich vor allem ein Ventil schaffen für die Buben, denen Catulls Liebesschmachten schon sichtbar auf die Nerven ging. Interessanterweise wurde sie aber kaum gewählt. Stattdessen schrieben gerade auch die Buben Texte zu den beiden anderen Aufgabenstellungen, die von großer emotionaler Identifikation mit der Person des Catull zeugen. Ihr Verhalten im Unterricht hatte offensichtlich mehr mit pubertärer Dynamik als mit Ablehnung der Catull-Gedichte zu tun

¹ Sie finden das Informationsblatt für die SchülerInnen zum Thema Lektüretagebuch im Anhang.

² Siehe Anhang 2.

gehabt. Dafür spricht auch die Tatsache, dass keiner seine eigenen Texte vorlesen wollte, aber nichts dagegen hatte, wenn ich diese vorlas.

Die Rückmeldungen zu diesem Lektüretagebuch waren vorwiegend positiv. Mehrere SchülerInnen meinten, dass sie sich dadurch viel intensiver mit dem Inhalt der übersetzten Texte beschäftigt hätten und diese auch besser in Erinnerung behalten würden. Außerdem werde es später bestimmt einmal interessant sein, wieder in diesem Lektüretagebuch – dafür wurde ein eigenes Heft angelegt – zu lesen.

Die Kostproben in Anhang 3 sollen einen Eindruck dieser sehr persönlichen Lektüretagebücher vermitteln. Die Auswahl ist mir wirklich nicht leicht gefallen, weil so viele schöne und berührende Texte geschrieben wurden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich auch einmal bei meinen SchülerInnen dafür bedanken, dass sie immer wieder bereit sind meine Ideen in dieser Richtung anzunehmen. VOBIS MAGNAS GRATIAS AGO!

Anhang 1

Lektüretagebuch

Nach jeder Lateinstunde:

1. Fasse den Inhalt der übersetzten Zeilen **in eigenen Worten** zusammen.
2. Schreib ein paar Sätze, was du über die betreffende Stelle denkst oder fasse kurz zusammen, was wir im Unterricht dazu besprochen haben.

Nach Abschluss einer inhaltlichen Einheit (Geschichte):

1. Wähle eine Szene aus, die dich besonders beeindruckt hat.
2. Schreib die gewählte Szene im **lateinischen Zitat** als **Überschrift** in dein Heft
Führe **eine** der beiden folgenden **Aufgaben** aus:
 - a. Schreibe einen kurzen Text dazu (z.B. innerer Monolog, Brief einer Figur etc.)
ODER
 - b. mache eine Zeichnung dazu.

Wechsle bei der Wahl der Aufgaben ab, also nicht immer zeichnen!

Nach Abschluss der Ovid-Lektüre:

Schreib einen **Brief** an eine Freundin/einen Freund, in dem du ihr/ihm **kurz deine Lieblingsgeschichte** von Ovid **erzählst und erklärst, warum** gerade das deine Lieblingsgeschichte ist.

Jede Eintragung muss mit **Datum** und **genauer Angabe der Verse** versehen sein (Tagebuch!!)

Dieses Lektüretagebuch ist **jede Stunde mitzubringen** zur Kontrolle der Eintragungen als **Teil der Hausübung**, wird gelegentlich abgesammelt und ist neben Mitarbeit, Vokabelprüfungen und Schularbeiten **Teil der Gesamtbeurteilung**.

Nach Abschluss der Ovidlektüre bekommt ihr von mir eine **persönliche schriftliche Rückmeldung** zu eurem Lektüretagebuch.

Außerdem wird es eine „**Ausstellung**“ **der Lektüretagebücher** in der Klasse geben.

PROIECTA NOBIS OMNIBUS BENE EVENIANT!

Anhang 2

Catulli Carmina**carmen 1:**

1. Fasse kurz den Inhalt des Gedichts in eigenen Worten zusammen.
2. Welche 7 Vokabeln charakterisieren die Dichtung der „poetae novi“?
3. Welche 2 für antike Literatur typischen Topoi kommen vor?

carmen 5:

1. Fasse kurz den Inhalt des Gedichts in eigenen Worten zusammen.
2. Schreib ein paar Sätze darüber, wie das Gedicht auf dich wirkt, was du darüber denkst.
3. Schreibe einen Text (Zeitungsartikel / Brief an FreundIn / innerer Monolog / Streitgespräch) zum Thema „Die Alten und die Jungen“

carmen 7:

1. Fasse den Inhalt des Gedichts kurz in eigenen Worten zusammen.
2. Vergleiche das Gedicht bzgl Thema und sprachlicher Gestaltung mit carmen 5. Welcher Topos kommt in beiden vor?
3. Welches der beiden „Kussgedichte“ spricht dich mehr an und warum?

carmen 8:

1. Fasse den Inhalt des Gedichts in eigenen Worten zusammen.
2. Welches Stadium der Beziehung zwischen Catull und Lesbia spiegelt das Gedicht wider? Was wünscht sich Catull? Wie drückt er die Dringlichkeit seines Wunsches aus?
3. Vergleiche Catulls Gedicht mit dem Gedicht von Franz Grillparzer (Kommentar, S. 10, unten). Welches Gedicht spricht dich gefühlsmäßig mehr an und warum?

carmen 70:

1. Was ist die Grundaussage dieses Gedichts?
2. Welche 2 Vergleiche enthält das Gedicht?

carmen 109:

1. Fasse den Inhalt des Gedichts kurz zusammen
2. Mit welchen lateinischen Wörtern beschreibt Catull sein Ideal von Liebe?
3. Aus welcher Phase der Liebesbeziehung könnte das Gedicht stammen? Wie ist Catulls Einstellung dazu?

carmen 87:

1. Welche 2 Aussagen macht Catull über seine Liebe zu Lesbia?
2. Was fällt dir an der sprachlichen Gestaltung auf?

carmen 72:

1. Fasse den Inhalt kurz in eigenen Worten zusammen
2. Welche pessimistische Haltung Catulls spricht aus dem Gedicht?
3. Auf welches andere Gedicht nimmt er Bezug?

carmen 85:

1. Gestalte eine Seite, auf der du das lateinische Gedicht und die Übersetzung, die dir am besten gefällt (Kommentar S. 20, 21), schön abschreibst.
2. Lerne das lateinische Gedicht auswendig.

Anhang 3

Einige Unterrichtsergebnisse**1. Brief an einen Freund über das Goldene Zeitalter**

Lieber Klaus!

In diesem Brief möchte ich dir von meinem Leben erzählen. Hier bei uns gibt es keine Strafen und man muss auch nicht Angst vor den Richtern haben. Wir haben nicht einmal Gesetze, denn wir halten Treue und pflegen das Rechte. Wie ich weiß, ist das bei euch ziemlich anders. Bei dir muss man ins Gefängnis und dort die Strafen für Verbrechen, die man begangen hat, absitzen. Bei euch ist vieles anders wie bei uns, zum Beispiel könnt ihr mit sogenannten Flugzeugen und Schiffen durch das ganze Land reisen und verschiedene Kontinente besiedeln. Wir kennen nur unsere Künste und unsere Gebiete.

Krieg gibt es bei uns auch keinen und daher haben wir weder Waffen noch Schutzbauten für unsere Städte. Bei euch hingegen gibt es ja hin und wieder Kriege mit vielen Toten und Verletzten. Das ist vielleicht schrecklich! Unsere Völker leben sicher und friedlich in Muße dahin, während bei euch schreckliche Verbrechen begangen werden.

Wir müssen nicht einmal die Nahrung anpflanzen. Alles kommt von alleine, ohne Zwang. Früchte sammeln wir im Wald und am Boden liegen Eicheln, die von den großen, schönen Steineichen fallen. Wir haben ewigen Frühling. Sanfte Winde streifen über das Land, aber keine Stürme wie manchmal bei euch. Außerdem kennen wir keine Kälte, denn bei uns ist das Klima immer angenehm ...

2. Brief des Narcissus an einen Freund

Lieber Freund!

Seit Tagen rennt mir eine ganz seltsame Frau nach (=Echo)! Ich weiß nicht, was ich machen soll! Immer wenn ich etwas sage, wiederholt sie den Schluss. Das hängt mir schon ziemlich zum Hals raus. Die Frau kann keine normale Beziehung führen! Einmal hat sie sich sogar von hinten angeschlichen und sich mir an den Hals geworfen! Dann wurde ich wütend und sagte, dass sie mich in Ruhe lassen soll! Naja, das half nichts. Sie wurde immer noch verrückter nach mir. Das kann ich aber sehr gut verstehen, weil so wie ich aussehe, kein Wunder! Ich bin gutaussehend, durchtrainiert und immer modisch gekleidet. Das ist das Einzige, was wir gemeinsam haben: Sie liebt mich und ich mich auch!

Nun denn, ich muss jetzt Schluss machen, weil ich sonst meine Massage-Stunde verpasse.

3. Innerer Monolog von Echo

Wie hat er mich nur so behandelt? Ich liebe ihn doch so sehr und habe ihn so lange beobachtet, bin seinen Spuren gefolgt. Ich wollte doch mit ihm reden, aber ich konnte nicht. Wieso lastet dieser Fluch auf mir? Wieso kann ich nur die zuletzt gesprochenen Worte wiederholen? Narcissus bemerkt mich dann. Nicht, dass er mich ansah, doch anscheinend spürte er meine Anwesenheit. Er rief mich und ich war überglücklich. Ich wollte ihn umarmen und in seiner Nähe sein. Doch er floh vor mir und sagte diese schrecklichen Worte. Ich verstehe nicht, warum er eher sterben würde als mit mir zusammen zu sein. Er kannte mich doch nicht! Er wusste doch nicht einmal, wer ich bin! O bei allen Göttern, wieso hilft mir

niemand? Iuppiter, o Göttervater, bitte! Ich habe dir doch auch immer geholfen. Bitte! Sonst hätte Iuno dich und deine Nymphen schon längst ertappt! O Götter, helft mir, meinen Geliebten wieder zu sehen, und er soll mich genauso lieben wie ich ihn!

4. Daedalus am Grab des Icarus

Hier stehe ich nun an deinem Grab, Ikarus, du mein geliebter Sohn. O, wie konntest du nur so töricht sein? Ich habe dich doch gewarnt, nicht, um dich durch meine Vorschriften zu verärgern, nein, mein Sohn, um dich zu beschützen, weil du mein Ein und Alles warst, geliebter Ikarus! Warum? Wieso? Doch will ich deine verstorbene Seele nicht mit Anschuldigungen beschwören, eher nehme ich die Schuld auf mich. Hätte ich nie diese Flügel gebaut, dann wären wir zwar noch in Gefangenschaft, doch du wärest noch bei mir. Jede Qual wäre leichter zu ertragen mit dir als die Qual dich tot zu wissen und den Grund dafür, meine, die von mir erfundenen Flügel, zu kennen! O Ikarus, ich weiß nicht mehr weiter! Was nützt es, die verderblichen Künste zu verfluchen! Es macht dich nicht wieder lebendig! Du weißt gar nicht, wie mir zu Mute war, als du plötzlich vom Himmel verschwunden warst. Ich wusste nicht mehr weiter. Wäre ich nicht töricht, hätte ich mich dir angeschlossen, so müsste ich nun nicht diesen Schmerz ertragen. Doch wir werden auch so irgendwann wieder vereint sein, wenn ich auch nicht weiß, wo. Doch die Gewissheit gibt mir Kraft. Warte auf mich, mein Sohn! Lebe wohl!

5. Innerer Monolog des Ovid im Exil

Kälte. Steigt. Zieht durch meine Knochen, lässt Gelenke starr werden. Wie lange? Zitternde Finger halten mit schwindelnder Kraft die Feder. Alternder Geist, seiner Fähigkeiten beraubt. Wer bin ich? Keiner kennt mich hier, in Tomis – Keiner versteht mich. Tomis – Zerstückelung, so wie Medea ihren Bruder zerstückelte, so wird meine Seele zerstückelt. Einsam – niemand hilft mir, keiner da! Barbaren, nur Wilde. Sie kommen über die Donau, das breite, keinen Schutz bietende Eisband. Brennen alles nieder, zerstören. Flammen in der Nacht, ein Leuchten durchdringt die Finsternis. Keine Wärme, nur Leid und Trauer. Rom – golden, paradiesisch. Wo wärest du jetzt gerne? Wenigstens einen freundlichen Ort fürs Exil. Augustus? Hörst du mich? Augustus? Kannst du mich hören? Verzeih mir! Lass Milde walten! Hol mich zurück! Ich sterbe hier, kein Werk über die Fischerei wird je an die Öffentlichkeit gelangen. Nichts. Publius Ovidius Naso ist gestorben. Vergessen, verloren. Ein Sonderling. Fremd. Bin der Einzige, der lateinisch und griechisch sprechen kann. Hier bin ich der Außenseiter. Verachtet. Ein unendliches Alter befällt mich. Müde ...

6. Innerer Monolog des Catull

Warum hat sie mich bloß verlassen? Ich habe sie doch immer auf Händen getragen und auf Rosenblätter gebettet! Ich bin mir sicher, dass sie niemals so intensiv geliebt wurde wie von mir, ich habe sie angebetet! Ich verewigte ihre Schönheit in meinen Gedichten. Keine kommende Generation kann sagen, dass sie in irgendeinem Gedicht schlecht wegkam. Doch sie, sie beachtet mich nicht mehr. Doch diesen Frauen kann man sowieso nicht trauen! Versprechen einem das Blaue vom Himmel und das Gelbe vom Ei. Nicht einmal Iuppiter würde sie mir vorziehen. Ha! Lügen, Lügen, Lügen! Möglicherweise liegt sie jetzt schon in den Armen irgendeines Anderen, aber so eine Treue, eine Ehrlichkeit, eine ehrliche und intensive Liebe wird sie nie mehr zu spüren bekommen und spüren! Sie wird leiden! Besonders dann, wenn wieder keiner sie beachten wird, wird sie sich unwohl fühlen und dann sucht sie wieder einen Dummen, der auf ihre Oberflächlichkeit hereinfällt. Nein, nein, nein!

Mich bekommt sie nicht mehr! Ich beachte sie auch nicht mehr! Wieso sollte ich ihr nachtrauern, dieser miesen Tussi? Ich werd' stark und werd's bleiben! Die ...

7. Antwortbrief des Psychologen an Catull

Sehr geehrter Herr Catull!

Ich verstehe Ihre Lage nur zu gut! Oft kommen Leute mit einem Problem wie dem Ihren zu mir. Doch Sie müssen sich lösen, denn ich merke aus Ihrem Brief, dass diese Liebe Sie seelisch umbringt. Versuchen Sie sich einfach einmal, wenn wieder eine schöne Erinnerung in Ihren Sinn kommt, sich geistig eine Wand vorzustellen, die die Erinnerung verdeckt, und haken Sie nun diese Erinnerung ab. Lösen Sie sich von allem, was Sie an diese Frau erinnert: kleine Geschenke, Briefe etc. Am besten auch von Ihrem Gedichtband über sie, denn er erinnert zu sehr. Dann müssen Sie nun viel Zeit mit Freunden verbringen. Lenken Sie sich ab! Verändern Sie irgendetwas in Ihrem Leben, gestalten Sie es neu, durch Kleinigkeiten! Wenn Sie jedoch der Ansicht sind, nichts könnte Sie aufmuntern, dann ziehen Sie weg, weg aus Ihrer Stadt! Oder machen Sie Urlaub, um Abstand zu gewinnen! Sie schaffen das, Sie haben jemand Besseren verdient und werden diesen auch sicher irgendwann treffen.

Stoffaneignung und Stofffestigung: Latein im Film

Wilhelm Pfaffel

1. Latein im Film: pädagogisch-didaktischer Ansatz

„Will das Fach Latein in der Konkurrenz mit den anderen Fächern bestehen, so muss es die Bindung zu Bedürfnissen und Erwartungen der Gegenwart suchen; es muss sich also zeitgemäß geben und für zukünftige Entwicklungen offen sein.“

Dieses Postulat FRIEDRICH MAIERS, formuliert 1979, am Ende der Curriculumdiskussion³, gilt noch heute. Eine Revision verlangen lediglich zwei der drei Determinanten des Unterrichts, die – neben der Wissenschaft – nach MAIER⁴ das Feld der methodischen und didaktischen Überlegungen bestimmen, nämlich a) **das Bild der SchülerInnen**, auf den der Lateinunterricht nunmehr trifft, und b) ihrer **Lebenswirklichkeit**.

- a) Der Wandel des SchülerInnenbilds lässt sich im diachronen Vergleich der Lehrpläne festmachen, z. B. an den Lehrplänen Bayerns der Jahre 1990 und 2004: Zu den bisherigen Aspekten des SchülerInnenbilds sind im Wesentlichen „Kooperative Arbeitsfelder“, wie der Einsatz moderner Medien und Informationstechnologien, und die Methodenkompetenz – wie Informationsbeschaffung und Präsentationstechniken – neu hinzugetreten.⁵
- b) Die Revolution der neuen Informations- und Kommunikationstechnologie ist längst in das Alltagsleben der SchülerInnen eingezogen; privat hat fast jede/r ein Handy, die meisten SchülerInnen auch der Unterstufe surfen bereits im Internet, sind mit Computerspielen vertraut und erleben auch mehr Unterricht, der sich auf moderne Arbeitsmittel wie Beamer und Laptop stützt.

Zudem wachsen die Kinder des 21. Jahrhunderts mit einer Flut von Bildern auf, wie sie die vorangehende Generation nicht kannte; rasante Werbespots, Fantasy-Produktionen des Films, von Bildimpulsen überquellende Schulbücher zeigen, dass die neue SchülerInnengeneration weit mehr als früher von Bildern lebt.

Das hat Auswirkungen auf das schulische Lernen, auf Stoffaneignung (Neudurchnahme) ebenso wie auf die Einübung des neuen Stoffs. Dem versucht der für schulische Zwecke gedrehte Lateinfilm „ARMILLA“ (‘der Armreif’) Rechnung zu tragen. Wie er für den lateinischen Sprachunterricht fruchtbar gemacht werden kann, soll hier knapp skizziert werden.⁶

³ Friedrich MAIER (1979, 3)

⁴ ebda. 20 f.

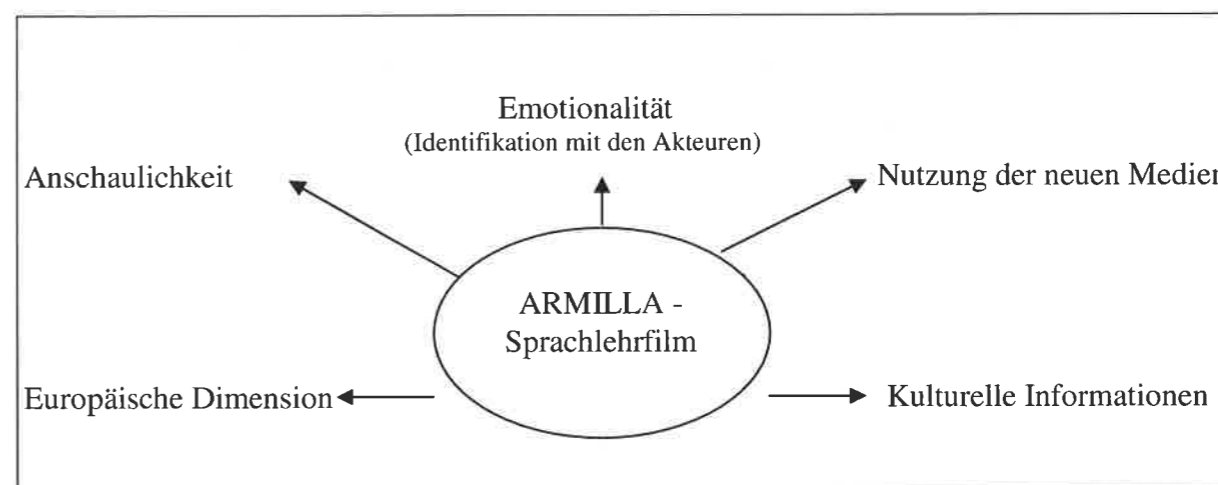
⁵ Bayerischer Lehrplan 2004, S. 10

⁶ Ausführlicher dazu: Carola BRAUN und Willy PFAFFEL (2005).

2. Der Lateinfilm „ARMILLA“: Dimensionen

Die Sprache des Films ist Latein. Er besteht aus 25 Szenen mit einer durchgehenden Handlung; seine Hauptakteure sind jung – PfadfinderInnen aus fünf europäischen Ländern und die aus der Antike kommenden RömerInnen Titus, seine Schwester Quinta und beider Freund Marcus. Die „modernen“ EuropäerInnen spiegeln teilweise die Lernsituation der SchülerInnen wider, denn sie lernen von den „antiken“ FreundInnen selbst sukzessiv die lateinische Sprache; sie tauchen durch den magischen Armreif in die Antike ein und lernen dort viel über die antike Kultur, was ebenso die aktuellen Lerninteressen der „echten“ SchülerInnen reflektiert.

ARMILLA eröffnet im Wesentlichen folgende Dimensionen⁷:



Eine wesentliche Motivationskraft für das Erlernen des Lateinischen stellt nachweislich die **emotionale Dimension** dar⁸. Hier setzt im Lernprozess der Film bereits an: Seine Haupthandelnden sind ja Jugendliche (ca. Fünfzehnjährige). Mit ihnen können sich die lernende SchülerInnen identifizieren:

Sie können ihre emotionalen Befindlichkeiten teilen (Entdeckungslust, Abenteuerfreude, beginnende Romanze) bzw. nachempfinden, sie werden durch die innere Dramatik der Filmhandlung und die emotionale Spannung der Szenen stark motiviert, sich mit der Filmhandlung intensiv auseinander zu setzen, sie finden sich in der Lernhaltung der modernen EuropäerInnen wieder, die gespannt die lateinischen Erklärungen ihrer antiken FreundInnen verfolgen und selbst wiederum zu LateinschülerInnen im Film werden.

Anschaulichkeit und Visualisierung wiederum haben sich längst als Prinzipien des Lateinunterrichts etabliert⁹; sie tragen der lernpsychologischen Erkenntnis Rechnung, dass Gesehenes weit besser im Gedächtnis verankert bleibt als das nur Gehörte oder Gelesene¹⁰.

Durch das Mittel des Films werden Bedeutung und Funktion von Wörtern, Formen und morphologisch-syntaktischen Regeln noch mehr veranschaulicht, als es Abbildungen oder

⁷ Carola BRAUN und Willy PFAFFEL (2005, 5 ff.)

⁸ vgl. Manuela SINGER (2005, 38-51)

⁹ Renate PIECHA (1994); Wilhelm PFAFFEL (2001, 60-74); Stephan THIES (2002, 33 – 36). Zur Veranschaulichung und Visualisierung allgemein: Helmut LUKESCH (2001, 260 – 276).

¹⁰ Klaus STILLER & Susanne BECKER (2005, 15)

Comics vermögen: Der Bezug der Sprache zur Welt wird hier ähnlich einer echten Sprachlernsituation deutlich, es wird eine enge Verbindung zwischen Kognition und dem darzustellenden Sachverhalt hergestellt¹¹.

So führt bereits in der ersten Szene des Films der Römer Titus, als er auf die „EuropäerInnen“ trifft, seine neuen FreundInnen durch Korrektur und Deixis in die Personalpronomina und die Verbalendungen ein und verbessert sie:

Titus: *Quis es tu?*
 Isabella (die Italienerin): *Io sono –*
 Titus: *Ego sum, tu es –*
 Isabella: *Ego sum Isabella.*

Darüber hinaus transportiert der Film – auf anschaulichste Weise – auch eine Menge **kultureller Informationen**: Antikes Wohnen, Essen, die Sklavenfrage, Gerichtsbarkeit, Reisen, Religiosität und Opfer werden z. T. sowohl explizit thematisiert als auch einfach in der Filmhandlung vorgelebt.

Der so konzipierte Sprachfilm eröffnet bzw. veranschaulicht auch die **europäische Dimension** des Lateinischen: Die „modernen“ EuropäerInnen erschließen sich z. T. das Latein aus ihren modernen Muttersprachen heraus, in denen sie z. T. auch von ihrem Sprachführer korrigiert werden, wie oben Isabella („*Io sono* → *Ego sum*“), oder unten in Szene 7 (Text in Kap. 3) lat. *consilium* aus it. *consiglio*, e. *counsel*, sp. *consejo*, frz. *conseil*. Schließlich impliziert der Film per se die **Nutzung der neuen Medien**; die Computerübungen, die mit Ausschnitten aus dem Film arbeiten, leisten einen weiteren Beitrag dazu, s. u. 4.2.

3. Anlage des Films

3.1 Plot

Ein junger Römer der Kaiserzeit (Titus) erbt von seinem Großvater einen silbernen Armreif, mit dem er zwischen den Zeiten hin- und herwechseln kann. Bei einem seiner Switch-Versuche landet er im Rom der Moderne und trifft auf fünf PfadfinderInnen aus verschiedenen Ländern. Mit ihnen unterhält er sich auf Latein, was diese fasziniert annehmen; er beamt sie dann alle in die Antike zurück, wo sie nicht nur in die Lebenswelt von Titus und seiner Familie eingeführt, sondern in eine dramatische Kriminalhandlung einbezogen werden; erst mit Hilfe des Gottes Merkur gelingt es ihnen, die Täter zu fassen und selbst wieder aus der Welt der Antike aufzutauchen.

3.2 Verteilung des grammatischen Stoffs

Der Text von ARMILLA ist angelegt wie ein großes Lehrbuch. Der grammatische Stoff wird systematisch entwickelt und ist durchwegs innerhalb der Szenen reich repräsentiert.

ARMILLA deckt zunächst den Stoff etwa des ersten Lateinjahrs ab und ist unabhängig von einem konkreten Lehrbuch, orientiert sich allerdings am „Bamberger Wortschatz“. Grammatisch kennt der Film schon Futur und Passiv und den *AcI*¹².

¹¹ Vgl. hierzu LUKESCH (2001, 260)

¹² Details zur Interpretation der einzelnen Szenen: Carola BRAUN und Willy PFAFFEL (2005, 8-12 und 25-73)

4. Methodische Modelle

ARMILLA kann neben allen Lehrwerken eingesetzt werden. Es dient der Neudurchnahme, Einübung und Wiederholung des Stoffs. Dies sei am Beispiel von Szene 7 des Films exemplifiziert, deren grammatischer Stoff der Genitiv aller Deklinationen sowie die Formen von **velle** (Ind. Präsens) sind.

4.1 Inhalt von Szene 7

Zum Plot: Die „EuropäerInnen“ sind in der Antike angekommen, haben das Geheimnis der magischen *armilla* erfahren und werden von Titus als dem Vertreter des abwesenden Vaters in der prunkvollen Villa des Senators Quintus Mucius offiziell begrüßt. Der Inhalt im Einzelnen:

7/1: Titus führt die Staunenden durch das Haus (das *Pompeianum* Aschaffenburgs = die antike *Villa dei Dioscuri* aus Pompeji); 7/2: Marcus interpretiert das Wandgemälde vom Zorn des Achill; 7/3 und 7/4: Am *impluvium* des Atriums sitzend, erklärt Titus die Teile des Hauses; 7/5: In einem burlesken Intermezzo lockt Titus die beschwipste Hausklavin Dipsa aus ihrer *cella*, ehe in 7/6 Jungen und Mädchen ins obere Stockwerk gehen, um sich „echt“ römisch einzukleiden.

Handelnde (Abkürzungen):

Titus, Sohn des Senators (Ti.), seine Schwester Quinta (Qu.), deren Freund Marcus (Ma) sowie die Hausklavin Dipsa (Dps); ferner, aus der Moderne stammend: Isabella, die Italienerin (Is.), Estella aus Spanien (Es.), Florence aus Frankreich (Fl.), Georgia aus Großbritannien (Ge.) und Dieter aus Deutschland (Di.)

(fett: die Formen des neuen Stoffs)



7/1

- Ti. **Salvete! Salvete ergo in mundo Romanorum!**
 Salvete in urbe imperatoris Caesaris Marci Aureli, salvete in villa patris mei, **Quinti Mucii senatoris!**
- Is. Plus quam villa est. È un artificio.
- Ti. Sic est. Hoc dicit pater noster: Haec villa artificio est **multorum virorum.**
- Qu. **Cuius** artificio villa nostra est?
 Scilicet etiam **feminarum**, non solum **virorum.**
- Ti. Ita est; nam et consilia matris **meae** hanc villam ornant.
- Qu. Et sororis **tuae.**
- Ti. Ita est: Etiam consilia **Quintae** hanc villam ornant.

7/2

- Ge. Quid est **consilium?**
- Is. *Consiglio*, puto. Es. Ah, *consejo*. Fl. *Conseil*. Ge. Ah, a *counsel*.
- Ge. Et video so many **ornaments.**

- Ma. (*verbessert sie:*) Ornamenta. Tot ornamenta.
 Ge. Bene. Tot ornamenta video. Sunt - verba non iam habeo.
 Ma. (*zeigt auf das Bild vom Zorn des Achills*) Ergo vide! Gaudesne his formis? His figuris virorum et feminarum?
 Di. Quis est hic, quis ille vir?
 Ma. Hi sunt Achilles et Agamemno. Agamemno est imperator Graecorum apud Troiam. Achilles gladium tenet. Hic vides iram, iram Achillis. Intellegisne? Ira!
 Di. Quid Achilles gladio suo agere –
 Ma. Quid gladio suo vult?
 Ma. Hic Achilles Agamemnonem gladio necare vult, sed Minerva dea Achillem retinet.
 Di. Aha.
 Fl. Licetne columnas tangere?
 Ti. Columnas tangere licet, sed numquam statuas.
 Ge. *Statues and pictures? How simple. Es. Estatuas. Claro.*

7/3

- Qu. Ostendisne amicis nostris cunctas partes villae nostrae?
 Ti. Hoc volo. Quis villam nostram videre vult?
 Ge. Nos. Es. Et ego. Fl. Et ego volo.
 Qu. Vis-ne et tu villam videre?
 Is. Et ego hoc volo.
 Ma. Cuncti, puto, hoc volunt.
 Ti. Ergo vos cuncti villam videre vultis.
 Qu. Volumus.
 Is. Villam videre volumus.

7/4

- Ti. Sunt tres partes villae:
 Is. Pars: estne pars in lingua meā "parte"?
 Ge. That's "part"; isn't it?
 Fl. Ah, c'est "part"! C'est simple. Qu. Est.
 Ti. Sunt tres partes villae: ostia -
 Ge. - ubi intramus.
 Ti. Sic est. Deinde atrium cum impluvio. Per hanc partem tecti aqua in impluvium cadit: De caelo in impluvium cadit.
 Is. Et ubi sunt camerae vestrae?
 Qu. Camerae? Is. Ubi dormi- Qu. Ubi dormitamus? Is. Ubi dormitatis.
 Ma. An dicis cubicula, ubi in lecto iacemus?
 Is. Ah, cubicula! Sic est.
 Ti. Cubicula nostra sunt ibi, sed haec: Haec est cella servae. Heus, serva!

7/5

- Dps. Quis vocat me? Quis me vocat?
 Ti. Filius Mucii senatoris te vocat.
 Dps. Ah, Tite. Salve, fili senatoris!
 Ti. Salve, serva senatoris.
 Dps. Quid me vis?
 Ti. Nihil. Te videre volumus, si hoc licet.
 Dps. Hic partem servae vestrae videtis. Si hanc partem servae vestrae videtis, satis est.
 Ti. Oh, servam!
 Di. Mitte servam! Sed dic, Tite: ubi tuum cubiculum est?

7/6

- Ti. Veni mecum, Dieter! Non volumus cubicula puellarum intrare. Hoc apud nos non licet.
 Qu. Et vos, amicae, venite mecum! Non vultis cellam puerorum tangere, puto.
 Ma. Non volunt, quia non licet.
 Qu. Vestes probare volumus.
 Ma. Quid ergo vis tu? Quā re tibi opus est?
 Di. Togā mihi opus est.
 Ti. Hanc habemus!
 Ma. Sic placet.

Zum Aufbau der Szene bzw. des Texts:

7/1 verrät den Zusammenhalt und das Zusammenwirken der Mucier: An der Ausgestaltung des Hauses haben alle mitgewirkt, nicht nur der *pater familias*. Grammatischer Stoff dieses Abschnitts: der Genitiv aller Deklinationen (parallele Einführung; zur Systematisierung s. u.).
 7/2 führt in den trojanischen Sagenkreis durch die Bildbeschreibung, die Marcus liefert; sie kann im Unterricht ggf. durch ein SchülerInnenreferat über den Inhalt der „Ilias“ – Zorn des Achilles – erweitert werden, der durch den 2004 erschienenen Hollywood-Film „Troja“ neue Aktualität bekommen hat. Grammatik: Abrundung zum Genitiv
 7/3 hat nur grammatische Funktion (die Präsensformen von *velle*), in 7/4 werden die wichtigsten Teile des Hauses beschrieben; es fehlt das *tablinum*, das erst in Sz. 9 gezeigt wird.
 7/5: Die burleske Einlage mit Dipsa dient der Auflockerung und grenzt die lockere Umgangsform der Sklavin vom durchaus auch moralischen Ernst der Geschwister ab, aus deren Mund die Sätze „*Non volumus cubicula puellarum intrare. Hoc apud nos non licet.*“ oder „*Non vultis cellam puerorum tangere, puto*“ ganz natürlich klingen. Grammatik: Einübung und Wiederholung von Genitiv und *velle*.

7. Szene: Stoff: Genitiv; velle (Ind. Präs.)		
7/1	Genitiv aller Deklinationen; auch cuius?	Marci Aurelii, Quintae, Romanorum, imperatoris Caesaris, patris, matris ...
7/2	Abrundung zum Genitiv	Graecorum, Achillis
7/3	velle (Ind. Präs., im Text ohne Infinitiv)	volo, vult etc.
7/4	Kultur: Teile des Hauses	
7/5, 7/6	Dipsa-Intermezzo: Abrundung zum Genitiv und zu velle	

4.2 Ersatz des Lehrbuchs

Die einzelnen Szenen behandeln systematisch die grammatischen Stoffe des ersten Lernjahrs und können, jede für sich, das Lehrbuch an den jeweiligen Partien ersetzen.

4.2.1 Neudurchnahme

Die **Neudurchnahme** erfolgt **induktiv** durch Erschließung aus dem Text selbst; dieser muss angesichts des Mediums indes anders definiert werden: „Text“ im Sinne des Films heißt:

- gesehenes Bild plus gesprochenes Latein,
- Untertitel unter dem Bild (die Untertitel können auch ausgeblendet werden),
- Lektüre des ausgedruckten und multiplizierbaren Schrifttexts.

Der Film eröffnet nun in der Phase der Neudurchnahme Möglichkeiten, die sich in dieser Kombination im Lateinunterricht bislang nicht geboten haben:

- Durchlauf der Szene oder einzelner Teile (z. B. 7/1) mit bzw. ohne Untertitel zum Situationsverständnis, dabei erhalten die Schüler **dramatisch-pragmatische Beobachtungsaufträge**, z. B.


- Worum geht es Titus? → Begrüßung
- Wen nennt er als Besitzer der Villa? → seinen Vater, den Senator Quintus Mucius
- Woran entzündet sich der humorvolle Streit zwischen den Geschwistern? → Daran, dass die Villa das *artificium* nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen ist: An der Planung waren auch Mutter und Schwester beteiligt.

- Grammatische Beobachtungsaufträge** anhand von Untertiteln und Ton/Bild: Welche Formen sind neu? Was könnten sie bedeuten? → die Genitivformen, s. o.

Den SchülerInnen wird es in diesem Stadium noch schwerfallen, die einzelnen Formen der Substantive den richtigen Deklinationen zuzuordnen und deren genaue Form zu bestimmen; daher wird die genaue Bestimmung der Substantive **nach der Vorführung der Szene** bzw. der Szenenteile vorgenommen. Der Merkspruch „Aemilis Rum“, der (in Majuskeln) die für diesen Kasus typischen Endungen bündelt, unterstützt visuell die Bildung des Genitivs. Fehlende Formen werden ergänzt und anschließend geübt. Entsprechendes gilt in Szene 7 für die Formen von *velle* und – mutatis mutandis – für alle Szenen bzw. Stoffpartien des Films.

Aus den konkret belegten Genitivformen der Szene 7 ergibt sich z. B. folgender empirischer Befund, der sich in einem Tafelbild festhalten lässt:

Der Genitiv: Aemilii RUM		
Deklination		Singular
Plural		
<i>a</i> -Dekl. f.	villae servae deae Quintae Dipsae	feminarum puellarum
<i>O</i> -Dekl. m.		Marci Aurelii Quinti Mucii Romanorum virorum puerorum
<i>O</i> -Dekl. n.	tecti	
<i>kons.</i> Dekl.	imperatoris patris senatoris matris sororis	



- Zusätzliche Übungen müssen sich anschließen. Diese können sein:
 - von dem/r LehrerIn selbst gebildete, mündliche Übungen oder
 - Arbeitsblätter, wie sie z. B. zu Szene 7 die CD des LehrerInnenhandbuchs enthält.

Mit Film und ausgedrucktem Textblatt zur jeweiligen Szene lässt sich so z. B. eine aus fünf Stunden bestehende, übungsintensive Stundensequenz zu Genitiv und *velle* wie folgt gestalten:

Std.	Inhalt/Ansätze	Medium
1	ND I: Genitiv der a-, o- und kons. Dekl; <i>cuius?</i> Merkspruch „AEMILIS RUM“	Film 7/1; Tafelbild, s. o. Arbeitsblatt
2	Ü: Genitive aller Deklinationen ABR: Bildinterpretation; „Ilias“ (Referat)	Film 7/2 Bild über den „Zorn des Achill“
3	ND II: <i>velle</i>	Film 7/3
4	Ü: Genitiv und <i>velle</i>	Film 7/4 und 7/5
5	ABR: Collage zum Szeneninhalte	Film 7/6 und zweiter Durchlauf Sz.7 s. 3.5.7

4.2.2 Computergestützte Stofffestigung

Die eben genannten drei Übungsmöglichkeiten sind eher konventioneller Art und verstehen sich von selbst. Das gilt nicht für die noch weniger praktizierte Form des **computergestützten Lernens und Übens**:

Zum Film „ARMILLA“ wurde eine eigene interaktive Übungssoftware entwickelt¹³. Sie ist einsetzbar

- im Computerraum für den Unterricht in der Klasse oder
- in Form von Kleingruppenarbeit (z. B. in Intensivierungsstunden), im Extremfall auch
- am Einzel-PC für das individuelle Training.

Diese interaktiven Übungen der Übungssoftware „ARMILLA“ kombinieren die technischen Möglichkeiten des computergestützten Lernens mit dem Medium Film. Das Prinzip ist folgendes:

¹³ ARMILLA (2006)

- Zu jeder Szene wird, zugeschnitten auf das jeweilige Stoffpensum, ein kurzer Szenenausschnitt geboten („VIDE“); dieser enthält den neuen Stoff in komprimierter Form. Für den Stoffteil des Genitivs aus Szene 7 sind das z. B. die Partien 7/1 von Titus und Quinta: „Salvete!“ bis „et sororis tuae“, s. o.; Zeitdauer hier: ca. 20 Sekunden; Umfang: knapp 50 Wörter.
- Der dazu gehörige lateinische Text erscheint am Desktop am Ende der Video-Sequenz.
- Unter dem Titel „LEGE“ bietet eine knapp gefasste Darstellung zum Selbststudium den grammatischen Stoff in geraffter Form, vergleichbar einem Arbeitsblatt.

Es schließen sich interaktive Bilde-, Zuordnungs- und Einsetzübungen an; z. B. beim Genitiv

- ein Typ FORMA (Auftrag: „Tippe die Genitivformen in die Tabelle ein.“),
- ein Typ ATTRIBUTE: Hier werden verschiedene, angebotene Genitivformen per Maus in die dazu passenden Lücken gezogen, z. B. in die Lücke von „Titus est frater“ die Form „Quintae sororis“.
- eine Übung DISTINGUE, die der Unterscheidung von Formen des Genitivs Singular und Nominativs Plural im Kontext von Sätzen dienen soll,
- eine Übung TRANSFER: deutsch-lateinische Übersetzungsübungen ganzer Sätze mit vorgegebener Wortreihenfolge und schließlich
- eine Wortschatzübung DISCE & REPETE, die den neuen Szenenwortschatz vorführt und einüben lässt.

Richtige bzw. falsche Lösungen werden auf dem Desktop durch die Farbe Grün bzw. Rot markiert, aus der Addition der richtigen Lösungen ergibt sich am linken unteren Desktoprand ein Belohnungsobjekt (hier: eine Sammlung von Münzen oder ein Wagen, der mit Amphoren beladen wird), Fanfaren melden den erfolgreichen Abschluss der Gesamtübung.

Die Übungen schließen zunächst – wie vergleichbare Übungen anderer interaktiver Software – durch Eintippen via Tastatur und Ziehen der Maus vorgegebene Desktopplücken oder ordnen sprachliche Einheiten einander zu. Sie leisten aber mehr als dies: sie beziehen sich konsequent auf Text und Handlungskontext des Films bzw. der gerafften Filmausschnitte. Damit heben sie auf einen umgrenzten, hoch anschaulichen Kontext ab und verlassen das Ambiente reiner, trockener Paukübungen. Sie erzielen nach der Beobachtung des Verfassers einen hohen Motivationsgrad und Trainingseffekt bei den BenutzerInnen; um dies genau zu quantifizieren, sind freilich weitere empirische Untersuchungen nach Art der Diplomarbeiten von Manuela SINGER (2005) und Judith MATZKE (2006) erforderlich.

Im Computerraum selbst werden die LehrerInnen zu BeobachterInnen und BeraterInnen, hier übernehmen sie eine andere Rolle als im Rahmen des herkömmlichen Unterrichtsgesprächs, können z. B. von der Rückwand des Computerraums auf einen Blick erkennen, wie weit die SchülerInnen oder die SchülerInnenstandards mit ihren Übungen bereits gekommen sind, wo sie Schwierigkeiten haben etc. und schneller als bei herkömmlicher PartnerInnen-, Gruppen- oder Einzelarbeit eingreifen. Die neue Rolle eröffnet uns m. E. neue, reizvolle Perspektiven.

4.3 Ergänzung zum Lehrbuch:

4.3.1 Szenenausschnitte als „Einführungs-Stück“

Die komprimierten VIDE-Sequenzen der Lernsoftware lassen sich auch zur Vorstellung des neuen Stoffs wie ein herkömmliches „E-Stück“ (Lehrwerk ROMA) oder „G-Stück“ (Lehrwerk PRIMA) verwenden: Wenn der Lehrer mit wenigen Sätzen in den Kontext des Filmplots eingeführt hat, wird die kurze Sequenz vorgespielt. Anhand des anschließend eingeblendeten Textausschnitts (hier: knapp 50 Wörter) wird der Stoff induktiv erschlossen, ein Tafelbild mit Paradigmata erstellt und anschließend, durchaus nun mit Wortmaterial und Übungen des Lehrbuchs, weiter geübt.

4.3.2 Ganze Szenen oder Ausschnitte; Wiederholung als „Zusatztext“

Der Sprachlehrfilm kann auch wie ein Zusatztext am Ende einer Unterrichtssequenz, deren grammatischer Stoff schon mit Hilfe eines üblichen Lehrwerks behandelt wurde, eingesetzt werden: als Abrundung bzw. Wiederholung. Da nun die Phase der Neudurchnahme entfällt, leisten hier Film und Filmtext die Aufgabe der zusätzlichen Anwendung, also des Transfers auf einen neuen Textbereich. Die Szenen oder Szenenausschnitte – mit Bild, Ton, Untertiteln und Text – entsprechen so einem herkömmlichen, nur verschrifteten Zusatztext (z. B. den Z-Stücken aus PRIMA), nur eben

- auf der Ebene des neuen, anregenden Mediums Film,
- mit einem neuen situativen Kontext und
- z. T. einem anderen Wortschatz; in den freilich muss der/die LehrerIn einführen¹⁴. Wird der Film kontinuierlich – und nicht nur punktuell – parallel zu einem Lehrbuch eingesetzt, so reduziert sich der Umfang des neuen Wortschatzes, der von Szene zu Szene hinzuwächst, ganz erheblich.¹⁵

5. Unterrichten mit dem Sprachlehrfilm: weitere Aspekte

Ein Sprachlehrfilm wie ARMILLA im Lateinunterricht eröffnet weitere Perspektiven, die hier nur angedeutet werden können:

- Die SchülerInnen müssen die Spielhandlung verfolgen und lernen dabei, den Sinn einer fremdsprachigen Handlung zu verstehen: Sie müssen die Bedeutung und Funktion von Wörtern, morphologischen und syntaktischen Erscheinungen aus dem Gesamt von Bild, Ton und Untertitel erschließen und trainieren intensiv die Kompetenz der **induktiven Erschließung**.
- Sie lernen auch, Handlungsverläufe zu verfolgen, Hypothesen über Zusammenhänge oder mögliche Handlungsfortgänge zu erstellen und bereits im Lateinunterricht die

¹⁴ Näher dazu: ARMILLA (2005, 74-77)

¹⁵ Der Verfasser hat dies letztes Schuljahr konsequent parallel zum Lehrwerk PRIMA B I in einer 6. Klasse eines Regensburger Gymnasiums unternommen und konnte überrascht feststellen, wie viele neue Wörter sich SchülerInnen von Szene zu Szene neben dem üblichen Wortschatz des verpflichtenden Lehrbuchs aneignen können, so dass sie auch nach Monaten noch – passiv – relativ verlässlich über die wichtigsten filmspezifischen Vokabeln verfügen. Auch der Zusammenhang zwischen Filmeinsatz und Vokabelaneignung bzw. –behalten bedürfte breit angelegter empirischer Untersuchungen durch Lernpsychologie und Fachdidaktik, die wiederum ihre Rolle als empirische Forschungsdisziplin neu definieren müsste.

Interpretation des Mediums „Kunstfilm“; insofern kann der Einsatz des (Sprachlehr)films auch weitere ästhetische Kompetenzen fördern.

- Schließlich erleben sie auch ständig ein konkret angewandtes Latein. Auch wenn das Lateinsprechen kein Lernziel des aktuellen Lateinunterrichts ist, so wird Latein im Medium des Films als echt vorgespieltes und gehörtes Latein doch als wirkliche Sprache fühlbar und kann die kognitiven Lernziele des Lateinunterrichts als **Latine audire** willkommen ergänzen.

Zu all diesen Aspekten sind weitere Untersuchungen von Fachdidaktik, Lernpsychologie und Medienwissenschaft denkbar und wünschenswert. Ein weites Feld tut sich auf; dieses im Unterricht zu beschreiten, verlangt vor allem unseren Mut, uns als LehrerInnen neben bewährten, traditionellen Verfahren auf Neues einzulassen. SchülerInnen jedenfalls reagieren darauf mit ungewohnter Begeisterung und produktiver Neugierde. *Quod qui (non) dubitet, experiatur!*

Literaturangaben:

- ARMILLA. Interaktive Übungssoftware, Bamberg 2006
- BRAUN, C. und PFAFFEL, W.: ARMILLA. Handbuch. Bamberg 2005
- LUKESCH, H.: Psychologie des Lernens und Lehrens, Regensburg 2001
- MAIER, F.: Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt. Band 1: Zur Theorie und Praxis des lateinischen Sprachunterrichts, Bamberg 1979
- MATZKE, J.: Einfluss individueller Faktoren auf das Lernen. Evaluation des Computerlernprogramms ARMILLA für Lateinschüler. Diplomarbeit Universität Regensburg 2006
- PFAFFEL, W.: Omnia mutantur – nos non mutemur in illis? Methodische Forderungen an den Lateinunterricht, in: Antike verpflichtet. Bildung statt Information. Hrsg. von Dieter Friedel, Friedrich Maier und Klaus Westphalen, Bamberg und München 2001, S. 60-74
- PIECHA, R.: Visualisierung im Lateinunterricht. Realienkunde und Rezeptionsdokumente in Lehrbuch- und Lektürephase, Frankfurt a. Main 1994
- SINGER, M.: Computergestütztes Lernen von Latein bei Gymnasiasten der 5. Jahrgangsstufe. Diplomarbeit Universität Regensburg 2005
- STILLER, K. und BECKER, S.: Interaktiver Textabruf und medienbezogene Einstellung beim computerbasierten Lernen. Unveröffentlichter Bericht Universität Regensburg 2005
- THIES, S.: Visualisierung als didaktisches Prinzip, in: AU 6 (2002), S. 33 – 36

Anhang

ARMILLA**Lektionen 1-25: Übersicht über Handlung und Stoffverteilung**

Szene	Handlung	Stoffverteilung
1	Vorspiel in der Antike: Großvater schenkt einen magischen Armreif: MUTABOR-Motiv. Fünf europäische PfadfinderInnen treffen in Rom aufeinander und stoßen auf einen lateinischen Dolmetscher: Titus.	esse und venire: 1./2. Sg./Pl. ego, tu, nos, vos ; Satzfragen mit -ne
2	Vor dem Colosseum spielt Titus den Fremdenführer und schwärmt von Rom.	Akk. der a- und o-Dekl.; Neutra; 3. Ps. Pl. der a- und e-Konjugation
3	Titus erzählt von seiner Familie und beamt die Freunde in die Antike zurück: "MUTABOR". Merkur befiehlt Isabella: „Reporta armillas!“	Subst. auf -or; meus/tuus hic/ille: Nom. Akk. kons. Konjugation: Ind. Präs. Akt.
4	In der Stadtvilla seines Vaters empfängt sie die freche Sklavin Dipsa.	Ablativ a/o-Dekl.; Possessivpronomen; Vokativ
5	Isabella erwacht aus der Ohnmacht, die „modernen“ FreundInnen schöpfen Verdacht.	Subst. der kons. Dekl.; Abl. der kons. Dekl.
6	Titus lüftet das Geheimnis der armilla, die Europäer müssen schwören.	Imperativ Akkusativ der zeitlichen Ausdehnung
7	Hausführung durch die Villa des Senators	Genitiv a/o/kons. Dekl.; velle

8	Zweiter Tag: Gartenführung, Reiz der Lyra	Gen. von hic/ille; Gen. qualitatis i-Konjug. (Ind. Präs.); nolle/noli
9	Titus opfert vor dem Essen den Laren.	Dativ a/o/kons. Dekl.
10	In der Küche macht Dipsa nur Unfug, statt zu kochen.	Ind. Sing. Präs. Akt. von facere etc.
11	Der Sklave Callidus berichtet vom Überfall auf Titus' Großvater in Caere.	Perfekt: v-/u-Perfekt; Perfekt von esse
12	Auf dem Sklavenmarkt: Disput über Sklaverei.	Adjektiva der a- und o-Dekl.
13	Im Park: Philosophie über den Wert der Musik, Kontrast zwischen Jazz und Lyra.	zweiendige Adjektiva s- und Dehnungs-Perfekt
14	Estela stürzt beim Ballspiel, als Trost gibt es ein Konzert und eine Schauspieleinlage.	Reduplikations-Perfekt; posse (Ind. Perf.)
15	Titus will die Götter über das Schicksal des Großvaters befragen. Der Haruspex weissagt: Den Fall können nur nova ingenia lösen.	1. Relativpronomen is, ea, id
16	Wanderstrapazen auf dem Weg nach Caere.	Einendige Adj.; relativer Satzanschluss
17	Die Sklavin Sedula erzählt vom Raubmord; die Tatwaffe wird wichtigstes Indiz.	AcI: gleichzeitig und vorzeitig
18	In der Kneipe der Iris erfahren sie, wer der Mörder sein muss: der Schreiner Severus.	AcI: mit Reflexiva

19	Iris und Callidus verlieben sich.	Imperfekt (alle Konjug.)
20	Der Mörder wird gefangen; Titus und die EuropäerInnen suchen den Dieb im Norden.	ire und Komposita
21	Die Sechs auf der Reise nach Norden.	Plusquamperfekt
22	Liebesschwur Isabella und Titus.	Adverb; Futur I Akt.
23	Hitzequalen machen allen zu schaffen; Merkur zeigt den jungen Leuten das Ziel: Veldidena.	Passiv (Präsensstamm)
24	Zeitsprung: Im Museum von Innsbruck finden sie eine Vitrine, in der zwei <i>armillae</i> fehlen.	Passiv Perfekt: alle Konjug.
25	Der Custos berichtet vom Diebstahl der <i>armillae</i> in der Moderne; die Reife werden zurückgelegt. Happy End: Merkur schenkt ihnen den kostbaren Reif für neue Abenteuer.	PPP als Attribut u. Adverbiale

SchülerInnenbeiträge zu „Antike Philosophie“[©]

reinhard senfter

Die nachfolgenden Texte wurden von Schülern einer 8. Klasse als Beantwortung der Fragen zum Thema innerhalb einer Schularbeit verfasst.

I)

Veranstalte ein **STREITGESPRÄCH** zwischen einem Stoiker (St.), einem Epikureer (E.), einem Skeptiker (Sk.) und einem Kyniker (K.) unter den folgenden Aspekten:

- Worin besteht das wahre Glück(auf Erden)
- Familie/Freundschaft
- freier Wille
- Politisches Engagement
- Tod/Freitod

II)

Beschreibe Platons Begriff von „Gerechtigkeit“, beurteile die Funktion der drei Schichten seines „Staates“ und beziehe Stellung zu folgender Aussage: „Dass Philosophenherrscher möglich sind und eine Verbesserung bedeuten, scheint zunächst einmal ebenso wenig zu beweisen wie zu widerlegen. Dass sie eine Verschlimmerung bedeuten, ist angesichts der geschichtlichen Wirklichkeit unwahrscheinlich.“

Hier die transkribierten und naturgemäß nicht fehlerfreien, aber immer eigenwilligen Antworten von SchülerInnen der 8a-Klasse (2006/07) des EUROPAGYMNASIUMs Innsbruck-Reithmannstraße:

ad I)

Stoiker = St. Epikureer = E.

Skeptiker = Sk.

Kyniker = K.

St: NATÜRLICH BESTEHT DAS WAHRE GLÜCK NICHT AUS MATERIELLEN BESITZTÜMERN. Unser Ziel ist es, eine *vita beata* zu erlangen, indem wir unserer Seele Frieden und Ruhe geben. Diese Apathie kann nur mit Vernunft (*ratio*) und Tugend (*virtus*) erlangt werden. Indem die Menschen durch Vernunft einsehen, welche Werte für ihr Glück belanglos wird, wie Aussehen oder bestimmte Charaktereigenschaften, da sowieso nicht zu ändern, werden sie zu einem glücklichen Leben gelangen.

K: Man muss schon sagen, ihr Stoiker habt ein großes Mundwerk. Ihr tretet doch nicht einmal selbst den Wahrheitsbeweis für eure Philosophie an. Nur die Kyniker, also wir, leben wirklich nach ihren immer gepredigten Werten. Wir sind nicht angepasst, wir „schießen“ auf die Normen und leben ganz ohne materielle Bedürfnisse. Denn nur wer frei und möglichst wenig von anderen abhängig ist, kann das höchste Gut erreichen.

[©] Christian Janda - Veronika Schuchter - Christina Steltzer - Sophia Reisecker-Bernhard Völkl - 8a (2006/2007) . Alle Rechte vorbehalten. - Wer Lust hat, diese Leistungen mit denen von SchülerInnen einer Kurzform vor 10 Jahren zu vergleichen, sei auf LF XXXII (1997) verwiesen.

- E:** Und ausgerechnet ihr, mit eurem obszönen Verhalten, die ihr jede noch so kleine Anstandsregel verletzt und die ihr nichts besitzt außer euch selbst, wollt zu einem glücklichen Leben gelangen?
- K:** Die Menschen schämen sich immer für die falschen Dinge, das müsstet auch ihr schon eingesehen haben. Schließlich bist auch du, Seneca, davon überzeugt, dass die *physis* belanglos ist für das Glück. Warum sollte man sich für seine animalischen Seiten schämen, die doch völlig natürlich sind, und nicht für die Ungerechtigkeit, Habgier usw., mit der die Menschen ihr Leben auszufüllen suchen?
- Sk:** Ich für meinen Teil halte mich aus diesem Streitgespräch lieber heraus und werde nicht Partei ergreifen. Denn nur so gelangt man unvermutet zum höchsten Glück, indem man völlig urteilsfrei durch die Welt geht und nicht zwei gleichermaßen gültige Argumentationen bewertet.
- E:** Ich für meinen Teil bin ja der Meinung, dass man das Glück nur mit Abwesenheit von Unlust erreichen kann. Diese katastematische Lust ist wahrlich die höchste Lust. Das kann man aber nur erreichen, wenn man so wenig wie möglich mit anderen Menschen zu tun hat, die den Seelenfrieden stören könnten, nicht heiratet und nicht in die Politik einsteigt, außer man verspürt zu große Unlust, wenn man sich nicht politisch betätigen darf.
- St:** Das ist doch völliger Schwachsinn. Gegen Ehe und Kinder oder eine *vita activa* ist doch überhaupt nichts einzuwenden. Hauptsache ist doch im Endeffekt, dass der freie Wille entscheiden kann, was man tut.
- E:** Ich dachte immer, dass es bei euch keinen freien Willen gibt. Schließlich predigt ihr immer von diesem kunstartigen Hauch und einer Gottheit, die den Menschen einen Funken ihres Verstandes einflößt. Und damit ist doch auch die Vorsehung verbunden, die euch so wichtig ist.
- St:** Die Vorsehung führt den, der es so will, und zieht den gewaltsam mit, der er es so nicht will, das ist wahr. Aber sie gibt nur den Anstoß zu unseren Handlungen. Die Art, wie wir handeln und welche innere Einstellung wir dazu haben, ist weiterhin selbst bestimmt und frei.
- E:** Da kann doch von freiem Willen gar keine Rede sein. Durch die Atome und die Unvorhersehbarkeit ihrer Deklination haben Anhänger meiner Philosophie wirklich einen freien Willen! Was ist übrigens mit deiner Einstellung zur Freundschaft? Nur um ihrer selbst willen eine Freundschaft zu führen, dass ich nicht lache. Das ist doch nicht möglich!
- St:** Natürlich ist es möglich. Ich habe Freunde, damit ich jemanden habe, für den ich sterben kann.
- E:** So ein Unsinn! Niemand stirbt freiwillig, auch wenn es für einen Freund ist.
- St:** Soso, hast du etwa doch Angst vor dem Tod? Ich dachte, du hast nachgewiesen, dass man sich überhaupt nicht fürchten muss.
- E:** Das ist auch so. Da unsere Seele aus Atomen besteht, löst sie sich nach unserem Tod auf und so haben wir auch keine Strafen im Jenseits zu befürchten. Und was die Schmerzen betrifft, die mit dem Tod verbunden sein sollen, so kann ich nur sagen: „Solange wir sind, ist der Tod nicht da, und ist der Tod da, so sind wir nicht mehr.“
- St:** Sehr weise, wirklich.
- K:** Ich habe genug von diesem Blödsinn. Lebt erst einmal wirklich nach eurer Philosophie und nicht so angepasst wie bisher. Ihr seid wirklich peinlich. Und noch etwas: Wenn du dich, Seneca, den Sklaven wirklich verbunden fühlst, warum schaffst du die Sklaverei dann nicht ab?
- St:** Wir sind zwar alle im Geiste gleich, doch nicht vor dem Gesetz, das ist ein Unterschied.



- E:** LIEBE FREUNDE, WARUM VERTRETET IHR SOLCH VERQUERE ANSICHTEN?
Der ertrebenswerteste Zustand auf Erden ist die *ataraxia*, welcher nur durch Lust erreicht werden kann...
- Sk:** So etwas kann man nicht erreichen und auch nicht festhalten. Zur *vita beata* zu gelangen ist ein Zufall...
- E:** Nein, denn durch die Vernunft und die Weisheit wird man zur höchsten Form der Lust, zur katastematischen Lust gelangen...
- St:** Wohl wahr, dass man die *vita beata* anstreben sollte, doch das Ziel ist nicht die *voluptas*, sondern ein unerschütterlicher Seelenfrieden, ein Zustand der Apathie, der identisch ist mit *virtus* und Weisheit.
- K:** Man kann nur Glück erlangen, wenn man seine Bedürfnisse minimiert und unabhängig von Konventionen und Gesetzen lebt...
- St:** Kyniker sind solche Schmarotzer, Parasiten. Man muss sich an die Gesellschaft anpassen, in der man lebt. Natürlich fühle ich mich allen Menschen verbunden, die Vernunft besitzen, aber trotzdem sollte man angepasst an Konventionen leben.
- E:** Du hast schon Recht, Kyniker, mit dem, was du über Bedürfnisminimierung sagst. Ich persönlich ziehe ein Leben im Verborgenen vor, auch die Politik ist zu meiden...
- K:** Wie wahr, bloß nicht an die Gesetze halten...
- E:** Das sage ich nicht...
- St:** Jeder sollte selbst wählen können, was er gerne tun würde, egal ob er nun in die Politik geht oder sein Leben dem Nachdenken widmet.
- Sk:** Ich verstehe euer beider Standpunkte und möchte hier nichts hinzufügen..
- E:** Wie darf man das verstehen? Diese ständige Urteilsenthaltung...
- K:** ...geht uns am A... vorbei. Beziehe doch endlich Stellung.
- Sk:** Nein, denn eure Standpunkte scheinen mir gleichgültig.
- E:** Einen dermaßen konformistischen Menschen wie dich möchte ich nicht zum Freund haben.
- St:** Wobei die Freundschaft an sich sehr wichtig ist. Uneigennütziger Freund zu sein...
- E:** ...ist doch kompletter Schwachsinn. In einer Freundschaft nützt man sich doch gegenseitig. Freundschaften entstehen aus einem Nutzedanken heraus und das ist gut so.
- St:** Nein, solange ich kein *sapiens* und damit von allem unabhängig bin, bleibt die (uneigennützig) Freundschaft wichtig.
- K:** Und wozu verschaffst du dir dann einen Freund?
- St:** *Ut habeam, pro quo mori possim.*
- Sk:** Du würdest also auch in den Freitod gehen?
- St:** Möglicherweise, denn meine Seele besteht sowieso nicht weiter...
- E:** Das mag wahr sein, da sich die Seele nach dem Tod in Atome auflöst, doch gibt es immer Gründe, um weiterzuleben.
- St:** Falsch, die Seele besteht kurz weiter und verglüht im nächsten Weltbrand...
- E:** Schwachsinn ...
- St:** Kannst du das Gegenteil beweisen?
- E:** Nein..
- Sk:** Ihr argumentiert beide gut, ich will mich jeder Wertung enthalten.
- K:** Hier kommen wir nicht weiter, reden wir über sexuelle Beziehungen...
- St:** Ich finde Ehe und Kinder in Ordnung und auch die damit einhergehende sexuelle Beziehung...
- E:** Nein, von Ehe und Kindern ist abzuraten...
- K:** Genauso wie von sexuellen Beziehungen, die machen einen Menschen abhängig&kaputt.

Sk: Ich habe nichts gegen Kinder und Ehe, auch wenn es mir gleichgültig ist, doch wenn es meine Anpassung an die Gesellschaft erfordert, werde ich auch Kinder haben..

E: Du hast ja schließlich einen freien Willen...

St: Zumindest, was die Art einer Handlung betrifft.

K: Hä?

St: Der Anstoß zu einer Handlung ist fremdbestimmt, die Art der Handlung bestimmt jedoch der Mensch selbst.

E: Falsch, denn alles ist selbstbestimmt. Ich entscheide über mein Schicksal.

K: Das sehe ich genau so.

St: Ihr habt keine Ahnung, wovon ihr redet.

E: Mit euch will ich nicht weiterdiskutieren.

(Sie gehen auseinander.)



St: SO, KINDER. WIR SIND NUN ZUSAMMENGEKOMMEN, um diverse Punkte zu debattieren. Doch über welche Punkte, steht dem Kyniker ins Gesicht geschrieben. Das Schicksal wird uns leiten...

Sk: Wirklich? Wie interessant.

K: Weshalb bei Tisch reden, wenn man auch bei Wein und Weib diskutieren kann?

E: Er möge schweigen.

K: (spuckt dem E. ins Gesicht und grinst)

St: So lasst mich beginnen. Das wahre Glück auf Erden ist jedem Menschen vorherbestimmt. *providentia* und *fatum*. *Fata volentem ducunt, nolentem trahunt*. Die Welt ist für den Menschen geschaffen (= anthropozentrisch). Das Böse entsteht nur, um das Gleichgewicht des Weltganzen aufrecht zu erhalten. Doch auch wenn alles vom Schicksal abhängt, dieses gibt nur den Anstoß. Wie die Handlung schlussendlich ausgeführt wird, liegt beim einzelnen Menschen. *Virtus* und *sapientia* sind die Grundsteine der *vita beata*. *Secundum naturam vivere!* Auch fühlen wir uns über nationale und soziale Grenzen mit jedem Kosmopoliten befreundet.

E: So, das reicht erst einmal, Sie Langweiler! Auch wenn ich Ihnen zustimmen muss, dass die Freundschaft eine der wichtigsten Sachen für Menschen ist, muss ich Ihnen in ein paar Punkten widersprechen.

K: (beschließt, sich auf den Boden des Salons zu entleeren. Die anderen ignorieren ihn)

E: Es basiert doch mehr oder weniger alles auf der „Deklination“ der Atome. Menschen sind durch zufällige Bewegung dieser keinesfalls Mittelpunkt der Natur. Außer den Göttern ist nichts ewig. Die Ursachelosigkeit der Atomabweichung und deren Nichtvorherbestimmbarkeit aller Handlungen ermöglicht es uns Menschen, unser Glück selbst zu bestimmen. So werden auch nach dem Tod des Menschen die Atome wieder frei, um in neue Verbindungen einzutreten.

Glück basiert auf Lust. Und diese wiederum auf der Abwesenheit von Unlust. Auch die meisten Ängste und Schmerzen lassen sich durch Aufklärung und richtige Einstellung bekämpfen. So wie z. B. die Angst vor dem Tod. Warum sich vor ihm fürchten, wenn wir diesem sowieso nie begegnen?

St: Einspruch!

E: Nicht stattgegeben! Wo war ich? Am leichtesten lässt sich ein glückliches Leben führen, wenn man sich an die Grundbedürfnisse wie Essen, Trinken, Schlafen hält. Alles andere entsteht aus Überfluss! Zur Gesellschaft lässt sich nur eines sagen: „*Ubi bene, ibi patria*“! Auch die Aussage „Lebe im Verborgenen“ sollte man sich durch den Kopf gehen lassen. Freunde sind gut, weil man diese in zahlreichen Fällen „benützen“ könnte.

Sk: Eigentlich ist es mir ja egal, was du sprichst, aber meine Art der Weltanschauung steht der euren um nichts nach. „Alles ist gleichgültig, einschließlich diese Gleichgültigkeit“, sagte einst Pyrrhon von Elis, der mir eigentlich ziemlich egal ist, wenn man berücksichtigt, dass es mir egal ist, dass er mir egal ist...

St: (steht zusammen mit E. und K. vom Tische auf; sie entfernen sich, während der Sk. weiterredet:)

Sk: ... außerdem verzichte ich auf jede Wertung.

K: Um Himmels willen! Wie können die Herrschaften am Tage ohne Laterne durch die Straßen ziehen? Denken Sie doch, was passieren könnte, wenn sie einen Stein übersehen. Ich jedenfalls muss nach Hause in mein Fass, um mich ein wenig zu „exerzieren“.



Sk: NEIN, DA WIDERSPRECHE ICH DIR, die *vita beata* im Prinzip nur durch die Pflichterfüllung erlangen zu wollen, ist der völlig falsche Weg. Genau genommen gibt es keinen Weg dazu - und wenn, wäre es gleichgültig.

St: Aber man wird mir wohl zustimmen, dass das wahre Glück nur durch Verzicht erlangt werden kann.

E: Hierbei kann ich dir teils durchaus zustimmen - die Bedürfnisse müssen minimiert werden auf das Wesentliche: Essen, Trinken, Bekleidung...

K: Ach, das sind deine Grundbedürfnisse? Hast du nie daran gedacht, dass Essen und Trinken auch wieder raus müssen? Und was ist mit den körperlichen Bedürfnissen - da predigt ihr Epikureer die pure Lust, und dann...

E: Dürfte ich das zurechtrücken - ja, Lust ist zwar ein Stichwort, die *Ataraxie*, das den Zustand der Unerschütterlichkeit der Seele beschreibt, aber diese *voluptas*, diese *hedoné* meint vielmehr die Abwesenheit von Unlust, von Schmerz und Furcht!

St: Nun, ich würde den zu erreichenden Zustand vielmehr als *tranquillitas animi* beschreiben. Klar ist aber, dass die körperlichen Bedürfnisse, Kyniker, nachrangig sind - wichtig ist allein die *ratio*. In unserer Lehre ist diese ja gleichbedeutend mit dem Urstoff, dem künstlerischen Feuer, der *pneuma*...

Sk: Du schweifst ab, Es ist doch völlig gleichgültig, woraus wir bestehen und welchen Platz der Mensch in der Welt und im Kosmos hat...

E: Ich stimme dem Stoiker in Sachen körperlicher Lust wieder zu. Auch wenn die Welt anthropofugal zusammengesetzt ist, betrifft der Mensch und seine beste Lebensweise uns direkt - und ich muss schon sagen, auch wenn ich so etwas wie Ehe und Familie nicht für vorteilhaft halte, so sollen doch diejenigen, die nicht darauf verzichten können, sich darauf einigen. Ich vermute, du gehst mit mir konform, Stoiker? Wie auch immer, allein lebt der Mensch am besten - und wenn er sich doch gruppiert, dann zumindest in Freundschaft...

St: Nun, ich muss dir doch insofern widersprechen, als dass der Mensch von Natur aus ein soziales Wesen ist. Er kann sich durchaus politisch engagieren - und muss nicht, wie bei dir, Epikureer, als „Einsiedler“ leben. Weiters ist es bei uns ohnehin vorbestimmt, was man macht - das „wie“ bleibt einem selbst überlassen.

K: Toller freier Wille. Und beschränken lasst ihr euch von allen Seiten - ihr nennt schlecht und schändlich, was doch nur natürlich ist!

E: Das Ziel des Lebens ist nun mal die *eudaimonia*, und einfach so kommt die nicht!

Sk: Einspruch! Sie kommt sogar sehr einfach - lebe, bilde dir kein Urteil, denn es ist sowieso ALLES egal!

E: Nein, man muss sich befreien von den Ängsten - gerade die Angst vor dem Tod ist eine abzulegende! Weder gibt es ein Jenseits, in dem du bestraft wirst, noch musst du Angst vor den Schmerzen haben, die du einfach erträgst, bis du stirbst. Danach zerfällst du ohnehin sofort...

St: Nicht direkt - unserer Auffassung nach bleibt die Seele erhalten bis zum nächsten *ekpyrosis*. Bis dorthin musst du im Leben einfach durch Vernunft alles, was dir Schaden könnte, fernhalten und selbst beherrscht sein

K: Selbstbeherrschung! Was für ein Wort - bedeutet das wieder einmal außen hui, innen pfui? Der Mensch ist nun mal der Mensch - und er hat Bedürfnisse!

Sk: Und außerdem ist sowieso alles gleichgültig - inklusive diesem hier.



ad II)

GERECHTIGKEIT IST FÜR PLATON, nicht wie bei uns heutzutage, dass jemand gerecht behandelt wird oder gleichen Lohn für gleiche Arbeit bekommt, sondern dass jeder in einem Staat das Seine tut. Eben das, wozu er geboren wurde und für das er bestimmt ist. Der Staat ist daher gegliedert in drei Kasten, die Philosophenkönige stellen die oberste Schicht, der Wehrstand die mittlere und die breite Masse repräsentiert den Nährstand in seinem Staat, wie Handwerker, Händler, Bauern, eben diejenigen, die keine Tugend besitzen und nur da sind, um den Staat wirtschaftlich am Leben zu erhalten. Die Philosophen sind die Leiter des Staates. Ihre Tugend ist Weisheit, sie stehen über Gesetz und Moral und sind notwendigerweise gerecht. Sie führen Aufgaben durch, an denen andere zu Grunde gehen würden und dürfen niemals pessimistisch sein. Der mittlere Stand besteht aus Soldaten, die ebenfalls eine hohe Bildung haben und ausschließlich für die Ordnung im Staat verantwortlich sind, sozusagen die Rechte Hand der Führer.

Dadurch, dass jeder nur das Seine tut und sozusagen dazu verpflichtet ist, soll verhindert werden, dass die Menschen andere Interessen entwickeln und so auch der Staat zu einer „Vielheit“ wird und nicht zu einer Einheit. Vermutlich wären Philosophenkönige als Herrscher auch gar nicht so schlecht, schließlich sind sie weise und wüssten die meiste Zeit, was sie tun müssten, um die Menschen glücklich zu machen, damit es auch dem Staat gut geht. Da sie auch gerecht sind, kann ich mir nicht vorstellen, dass sie einen Unschuldigen verurteilen oder einen Schuldigen laufen lassen würden.

Mit der restlichen Einteilung der Kasten wäre ich aber nicht einverstanden, schließlich soll jeder die Möglichkeit haben das zu tun, was ihm Spaß macht, und nicht in eine Rolle gezwängt werden, die ihm vielleicht gar nicht so passt. Des Weiteren ist sowieso Demokratie noch immer besser als eine Monarchie, weshalb Könige, auch wenn sie Philosophen sind, niemals die besten Herrscher sein können.



FÜR PLATON IST GERECHTIGKEIT IM STAAT GLEICH DEM GLÜCK, das dann erlangt wird, wenn jede/r das Seine/Ihre tut. Man hat dabei nur die drei Möglichkeiten im Staat: Lehrstand, Wehrstand, Nährstand, die jedoch eine einzige Einheit bilden.

Ich folge nun der Fragestellung und ignoriere, dass der Staat eigentlich nur als Symbol für die Seele steht.

Es hat ja niemand die Wahl, ob er/sie zum Regieren, Exerzieren oder Ernähren geeignet ist. Und diese Starrheit und Inflexibilität dieses Staates finde ich bedenklich.

Aufgabenteilung und Gewaltentrennung schön und gut, aber etwas extrem erscheint es schon: Ständepolitik pur.

Die Philosophen als die Ausgebildeten, die Weisen, haben als Einzige die Möglichkeit, alles zu lenken. Die WächterInnen führen die Befehle der Philosophen aus, sie sind mutig und auch intellektuell gut ausgebildet - wichtig ist, dass die WächterInnen immer den Philosophen hörig sind und nie die „plebs“ unterstützen. Die Unterdrückten haben nicht die Verstandesanlagen und dürfen daher für die anderen schuften und ihnen Nahrung etc. liefern.

Positiv bewerte ich, dass auch Frauen so gut ausgebildet werden wie Männer (bei der WächterInnen-Schicht). Schließlich sollen auch sie dem Staat dienen. Negativ jedoch ist das faschistoid wirkende Zuchtprogramm, das Platon entworfen hat.

Ja, die Geschichte hat Unglaubliches hervorgebracht. Und der Kasten-Stände-ähnliche Staatsaufbau wurde ja durchaus oft verwirklicht - mit intellektuellen Leuten an der Spitze, denen nichts an der Macht selbst liegt, könnte sich im Vergleich zu historischen Systemen viel verbessern. Ich bezweifle, dass diese Form schlimmer wäre als so manches.

Aber „History will teach us nothing“ - tut es also die Philosophie? Bzw. ist die Philosophie mit ihren Idealen nicht dermaßen abgehoben, dass sie ohnehin nicht realisierbar wäre?



FÜR PLATON BEDEUTET GERECHTIGKEIT NICHT, wie für uns, Gleichheit vor dem Gesetz oder gleicher Lohn für gleiche Arbeit beispielsweise. Gerechtigkeit bedeutet Ordnung im Ganzen auf Kosten persönlicher Entfaltungsmöglichkeiten. Gerecht ist, dass jeder Bürger sich nur für einen der drei Stände entscheiden kann (Politik, Militärdienst od. Wirtschaftsleben) und das tut, wozu er geeignet ist. Der erste Stand, die Philosophenkönige (= Lehrstand), verfügt über exaktes Wissen (*episteme*) und urteilt daher notwendigerweise gerecht. Diese Menschen allein haben die Fähigkeit den Staat als Ganzes zu lenken und zu regieren. Sie nehmen Herausforderungen gerne an, lieben das Schicksal (*amor fati*). Sie mögen Dinge, unter denen andere zusammenbrechen würden. Sie haben Freude an Askese.

Die zweite Kaste ist der Wehrstand, welche als höchste Tugend die Tapferkeit haben. Sie sind gebildet und körperlich sehr fit und werden bis zum 20sten Lebensjahr mit der ersten Kaste erzogen, um sich dann exklusiv dem Militärdienst zu widmen. Sie sind dann tapfer, wenn sie exekutieren, was die politische Führung vorgibt. Ihre Aufgabe ist die Sicherung des Staates.

Die dritte Kaste besteht aus den meisten Menschen. Sie ist die ökonomische Basis, auch Nährstand genannt. Diese setzt sich aus allen Bereichen des Wirtschaftslebens (Händler, Handwerker etc auch Sklaven) zusammen. Dieser Stand hat keine *aretè* im Gegensatz zur ersten und zweiten Kaste (erste Kaste = Weisheit; zweite Kaste = Tapferkeit), da diese die „vernunftlosen“ Wesen sind. Dieser Stand strebt nach Besitz und materieller Bereicherung. Seine Mitglieder sollen das physische Überleben sichern und die zwei oberen Kasten ernähren.

Meiner Meinung nach kann man natürlich nicht wissen, ob Philosophen die besseren Herrscher wären, da es solch einen Zustand nie gab, doch wie viel schlimmer könnte es werden? Mord&Totschlag, Kreuzzüge unter dem Deckmantel der Religion&Gerechtigkeit, Inquisitionen etc., Nationalsozialismus mit Massenvernichtung der Juden, Roma, Schwulen, usw. Der erste Atombombenabwurf...

Ich kann mir (fast) nichts mehr vorstellen, was schlimmer wäre als die oben genannten Grausamkeiten. Es käme sicherlich auf den Versuch an und könnte wahrscheinlich auch

nichts schlimmer machen, als es ist/war. Außerdem hat man von Philosophen ein friedliches Bild, die nachdenken und diskutieren. Vielleicht würden diese Menschen, anders als beispielsweise George W. Bush, nicht alles mit einem Einmarsch lösen. Es käme auf den Versuch an&ich stimme mit diesem Zitat überein.



PLATONS VISION DES SUPER-GERECHTEN STAATES fußt auf der Einteilung seiner Bürger in drei Stände, von dem jeder das zu tun hat, was ihm vorgegeben ist. Jeder Mensch durchläuft dieselbe Ausbildung und Erziehung in einem - ich will sagen - Kollektiv aus vielen Brüdern, Schwestern und Eltern.

Die „Dummen“, die breite Masse, wird früh genug ausgesondert, um zu tun, was sie am besten kann (ohne jede Häme!): arbeiten. Dieser dritte Stand besteht aus Bauern, Handwerkern, et cetera. Die „Halbdummen“ dürfen noch ein wenig länger in der Schule sitzen bleiben, bevor auch sie sich als Handwerker verdingen, als Kriegshandwerker. Sie sind die „Wächter“, die Krieger und Soldaten des Staates.

Die Klassenbesten und Einserschüler dieses Bildungssystems schließlich bilden den ersten Stand. Ihre Ausbildung dauert am längsten, sie sind die Philosophen. Und damit die Oberchefs in Platonien. Sie herrschen weise und gerecht vor sich hin und tun damit, was sie am besten können.

Gerecht ist also, wenn jeder das tut, was er am besten kann. Am produktivsten obendrein, ein interessantes Gedankenspiel. Ein Gedankenspiel deshalb, weil Platon auf seiner Promo-Tour beim Tyrannen Dionys mit seinen Ideen keinen Erfolg hatte. Dieser war nicht davon überzeugt, dass ein Philosoph an seiner statt ein lustigerer Herrscher gewesen wäre. Besser vielleicht? Wohl kein Kriterium für den alten Dionys, trotzdem eine interessante Frage: Wären Philosophen die besseren Herrscher?

Nero, von einem Paradelphilosophen erzogen, nicht unbedingt. Er benahm sich auf dem Kaiserthron wie in Legoland und zündete schon mal Legostadt an, um wieder Spaß am Bauen zu haben. In der gegenwärtigen EU-Verwaltung sitzen nicht wenige Philosophen (dem Studium nach), und wie es scheint, beschäftigen sie sich mehr mit theoretischen Gesprächen in der Kantine als damit, Europa weise und wissend zu regieren. Gut möglich aber auch, dass wir als Angehörige der unteren Stände nichts mitkriegen. Denken sollten wir *gerechterweise* denen überlassen, die es besser können.

Latein Forum Bibliothek

Otto Kronsteiner:
Latin light for LatinLovers. Latein in der europäischen WissensGesellschaft, Bukarest: Editura Europeana, Bucuresti 2006 (2. Aufl., Erstausgabe: 2005, 247 S., zu beziehen nur direkt über den Autor: oe.kronsteiner@t-online.de)

Reinhard Senfter

Otto Kronsteiner, o. Univ.Prof. Dr., Dr h.c., Fachbereichsleiter Slawistik an der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Paris Lodron Universität Salzburg, positioniert sich unumwunden schon in seinem Vorwort: "Der Lateinprofessor quälte uns mit unüberschaubaren Ausnahmen von Regeln, die man nie erfahren hat. Obwohl poetisch erleichtert: *Beim Ablativ fragt man mit wo?, beim Akkusativ fragt man wohin?, auch sonst stets den Casus nimm!* Das war die *scientia* der CasusLehre. Latein war *Hauptfach* wie Mathematik und Deutsch. Da musste man eine gute Note haben. Das war nicht ganz leicht, bei *dem* Unterricht." Den "von Unis und LateinProfessoren Geschädigten" möchte Otto Kronsteiner mit seinem Büchlein *Trost* spenden, in das er einiges an Zeit und Liebe investiert zu haben scheint. Er möchte die lateinische Sprache zum Vergnügen machen, indem er sie (ihrem Charakter und unserer Zeit) angemessen vermittelt. Wir LateinProfessoren der aus(zu)sterbenden Art sind demnach zunächst nicht die Adressaten von *LATIN LIGHT FOR LATIN LOVERS*, was uns nicht hindert, ein wenig in dem *lepido* (?) *novo libello* zu blättern.

Der Eigenwille des Otto Kronsteiner (OKr) ist an seiner "freien Ortografie" zu erkennen, die "Farbe" und "Vogel" fonologisch wiedergibt, der Autor von "ridendo dicere verum" etwa liest sich bei ihm als Quintus Horatius Vlacus, der Leser gewöhnt sich an Fantom, Filologie, Labyrinth, Myten, Tema und Triumphzüge und an die Groß-

schreibung mitten im Kompositum: LateinProfessor, ErfolgsProgramm und WissensGesellschaft. Am liebsten würde OKr auch razional, Nazion und Gimnasium schreiben, unterlässt es aber für dieses Mal, nicht ohne die grassierende Inkonsistenz auf diesem Gebiet zu schelten, die an dem "überflüssigsten Buchstaben in den europäischen Alfabeten" (cf. *POST-SCRIPTUM*), dem *Y*, so demonstriert wird: "Das Griechische hatte zu keiner Zeit ein *ü* wie das Deutsche, Ungarische oder Französische. Es gab ein *iota* und ein *i psilon*, ebenso wie ein *eta* und ein *e psilon* oder ein *o mikron* und *o mega*. Das war ein kurzes *i e o* oder ein langes, keineswegs ein *ü*. Auch wenn wir für *Gymnasium* heute "Gümnasium" sagen. Es ist etymologisch falsch. Gräzisten und OrtografieExperten sollten mehr über Fonologie nachdenken!" (S. 136).

Die Widmung an Tochter Elisabeth – "für die zu vielen tristen bayerischen LateinStunden" – gelesen habend, trifft uns österreichische LateinLehrerInnen der Bannfluch des ebenso schneidigen wie unorthodoxen Lateinamateurs (und -animateurs) im ersten und letzten Satz von Kapitel Eins nicht unvorbereitet: "So wie Latein unterrichtet wird, sollte man es abschaffen" und "Auf die Frage, wem er am liebsten nie in seinem Leben begegnet wäre, sagt der Schauspieler FRIEDRICH VON THUN überzeugt: 'meinem Lateinprofessor!'" (S. 12). Was tun die Inkriminierten dem Lateinischen an? "Sie unterrichten Latein als tote unbenutzte PrivatSprache" (S. 10), sie schwärmen von der "logischen Stärke der Grammatik" (S. 9), sie erklären die Texte von etwa "15 Autoren des ersten vor- und nachchristlichen Jahrhunderts zu klassischem Latein" und halten alles andere für "vulgär". Diese seine zentrale These wird OKr immer wieder zu untermauern trachten, die folgende Argumentation ist aber eher auf Sand gebaut, auch stilistisch: "Es wäre an der Zeit, sich nicht nur auf *zweihundert* der 2500 Jahre langen Geschichte dieser immer noch lebendigen Sprache zu fixieren. Das ist das falsche Konzept. Man braucht keine *Défense de la langue latine*, wenn man

sich universitär nicht verbilden würde. Wieviel lustige Stunden könnte man dem Schüler schenken mit einem Text aus den *carmina burana* statt der langweiligen Vormärsche CAESARs in Gallien... (S. 111). Weltfremd traktierten die real existierenden Latein-Professoren Fünfzehnjährige mit CICEROs "De finibus bonorum et malorum" und die erstellten Übersetzungen (nebst den real existierenden Wörterbüchern) hätten den Charme der "Sprache pensionierter Hofräte" (S. 10). Aber OKr will uns nicht nur quälen, er hat auch Mitleid und bietet Hilfe an: Die LateinlehrerInnen mögen ihre Betriebsblindheit ablegen und die wahren Chancen ihrer Sprache erkennen, zuvörderst die Tatsache, dass Latein "eine Sprache wie andere auch" ist - es hat "eine Deklination wie das Polnische, es ist eine Genus-Sprache wie die meisten europäischen, es hat keinen Artikel wie die slawischen, eine Satzmelodie mit langen und kurzen Vokalen wie Tschechisch" (S.11). "Nicht wegen seiner Grammatik, wegen seiner Wörter ist Latein interessant", als Wortschatzbasis der europäischen Sprachen, aber eben nicht nur das Latein der Klassiker, auch das der Legionäre, Frauen und Kinder. "Es lebe das Küchenlatein" (S. 12). Die ca. 800 lateinischen Wörter, die OKr im Europa des 21. Jhdts nicht missen möchte, finden sich im LATEINISCH/DEUTSCHEN

VOCABULARIUM am Ende seines Bändchens S. 219ff., z.B. *bracae*/Hose, *clavus*/Nagel, *culus*/Arsch, *fenum*/Heu, *lascivus*/geil, *mors*/der Tod, *placet*/es ist erlaubt, *pulvinus*/Polster, *salve*/Servus, Ciao, *tata*/Papa, *tonsus*/Haarschnitt, *ulna*/Ellenbogen, *venia*/Erlaubnis, *vulpes*/Fuchs usw. Schon im zweiten Kapitel hat OKr das entsprechende DEUTSCH/LATEINISCHE VOCABULARIUM dargestellt, es ist ein Streifzug durch Nahliegendes von *Abort* über *Bauch*, *brunzen*, *Essig*, *Hintern*, *Kanalisation*, *Nutte*, *Onkel*, *Speise*, *Schmuck*, *schmusen* bis zu *Verstand*, *Weinkeller*, *Wolle*, *Zehe* und *Zwiebel*. Aber ist die nächstliegende Übersetzung für "Zweck" wirklich *res* und ist es nicht schamlos untertrieben, *futuere* unter "schmusen" firmieren zu lassen?

Der nächste Aufmarsch lateinischer Wörter erfolgt nach "Sachgruppen" geordnet, die OKr einerseits dazu verleiten, mit Raritäten zu paradieren, *cos*/Wetzstein, *tilla*/Linde, *gilvus*/honiggelb, *trulla*/Maurerkelle, *crabro*/Hornisse, und andererseits Wissenswertes über "Kleidung", "Maase Gewichte Münzen" oder die RES SACRAE, sprich "Religion und Götter", einfließen zu lassen. Auch wer seine Latino-IDIOMATICS auffrischen will, ist bei OKr an der richtigen Adresse. Was heißt "Das Spiel ist aus", „Viel Erfolg!", "Die Uhr geht falsch", "Grüßgott", "Kein Problem!" oder "Gute Reise"? Schlag nach in LATIN LIGHT, S. 61ff!

Im Kapitel "SMALL TALK" präsentiert OKr Dialoge aus Antike und Gegenwart – zwischen dem Legionär Claudius und der "Alpinkatze" (*puella alpina*) Ama oder zwischen den Studenten Mario und Claudia um 2004 in einem Wiener Kaffeehaus. Nett, aber folgenlos, nicht einmal OKr selbst dürfte die kleine Fingerübung als Belebung der *Latinitas viva* intendiert haben. Und seine Ortsangaben hat er ohne Zweifel mit Absicht aus den Fesseln des "klassischen" Latein gelöst: "et tune, quid facis in Vindobona?" – "ab hoc anno studeo litteris slavicus a Castris Reginis" (S. 76f). Im Übrigen setzen die Dialoge genau jene Grammatikkompetenz voraus, die OKr seinen SchülerInnen im Grunde ersparen will, und die werden sich nicht nur darüber freuen, denn OKr lässt nichts Altertumskundliches aus, kundig kommentiert er die römische Namensgebung, die Latinisierung der Ortsnamen, selbst die Wörter, die es in der Alten Sprache nicht geben konnte, wie Strom, Telefon und Zucker, das römische Haus mit allen seinen Bestandteilen, die LEGIONES mit gewichtigem Wortmaterial wie *lorica hamata* / Kettenpanzer, *lorica segmentata* / Lamellenpanzer und *lorica squamata* / Schuppenpanzer. Hier blitzen aber auch anregende Bemerkungen auf, wenn OKr die Verdienste der römischen Armee für die Kultivierung Mitteleuropas preist und kritisiert, dass die "immer noch nationalistische

Geschichtsschreibung Österreichs und Deutschlands die Präsenz der Legionen über ein halbes Jahrtausend als Okkupation oder Fremdherrschaft etikettiert und ins Museum abschiebt" (S. 96). Im ehemaligen Ostblock habe man – mit Ausnahme Rumäniens – das römische Erbe noch gar nicht thematisiert: "Das Bulgarische hat eine völlig romanische Grammatik, ohne dass ein Bulgarist dies weiß. Der albanische Wortschatz ist zu 50% romanisch, ohne dass Albanologen davon Notiz nehmen" (S. 96), auch wir ahnten bisher nichts von diesen anmutigen Töchtern der "Mutter Latein" und sind erfreut.

Zur Halbzeit von LATIN LIGHT schiebt OKr (sechs) Texte (mit Übersetzung) ein, wohl gedacht als *sein* idealer Querschnitt durch das Latein im Wechsel der Zeiten, aus Ovid, dem Lukas-Evangelium und den *carmina burana* sowie das "Salve regina", einen ASTERIX-Text und Christian Morgensterns "Mondschaft/Lunovis". Lesenswert *auch* für LateinProfessoren dünkt mich hingegen das Kapitel "Lateinisch, Ladinisch, Bairisch", in dem der Querdenker Otto Kronsteiner seine Muskeln spielen lässt. Es geht um die Kontinuität der romanisch-lateinischen Kultur im Alpen- und Donaauraum: "Seit dem 19. Jhd. haben Nationalhistoriker und Philologen Völkerwanderungen erfunden. Das ist ein falsches Geschichtsbild. (...) Es gibt keine 'Siedlungsleere', keinen 'entvölkerten Donaauraum', 'Restbevölkerung' und 'Volkssplitter' sind eine Erfindung nationalistischer Wissenschaft. Die romanisierte Bevölkerung ist nicht 'zurück' nach Italien geflohen. Sie war nie dort. Sie hätte auch gar nicht Platz gehabt! Lateinisch/Romanisches bleibt überall präsent. Keiner ist weggelaufen, außer ein paar höhere Offiziere, die am Gardasee oder an sonst einem schönen Platz eine Villa hatten. Die *cives Romani* waren Einheimische und sind es geblieben (...) Die Baiern haben nichts mit den Böhmen zu tun. Sie sind nicht in 'siedlungsleere Räume' eingewandert. Sie sind sprachlich eine Mischung aus Ladinisch und Alemannisch. Ihr Name leitet sich vom *pagus* am Ivarus (Salzach), dem Salzachgau, ab. Warum sollte die Erklärung aus ladinisch *pagivari* ≥ *paivari/baivari* 'unsachlich' sein? Fonetisch gibt es kein Problem. Zwischen Ammer- und Traungau bleibt jedes p ein p oder wird b. Nur westlicher wurde es zu *pf*, daher die Pfütze aus

puteus. bei uns heißt sie in Namen Putzenbrunn, Pitzen und Pitzing (ausgesprochen mit b). Die römisch/ladinische Administration orientierte sich im Alpenvorland nach Flüssen und Seen, das waren die *pagi*, bairisch *Geaua*, heute *Gau*. Das war der Weg vom Latein der Legionäre zu Ladinisch und Bairisch. Für TeutonNationalisten bleibt nur der Witz: Sagt der letzte Westgote zum ersten Ostgoten: 'Mein Herr, was drängen Sie so?' (...) Auch wenn heute Ladinisch nur noch von 40.000 Menschen in Südtirol gesprochen wird, war die *lingua ladina* in vielen Varietäten die Sprache des Alpenraums. Um Innsbruck hat man bis ins 16. Jhd. ladinisch gesprochen, um Salzburg bis ins 12., auch in Niederösterreich ist noch lange von *latini* die Rede. Hunderte von Orts- und Personennamen bezeugen es. (...) Aus Bairisch, mit Alemannisch und Fränkisch, ist, von Germanisten und Übersetzern unentdeckt, das süddeutsche Deutsch entstanden, das sich vom norddeutschen durch dominant romanische Eigenheiten unterscheidet, besonders im Bairischen Oberbayerns und Österreichs" (S. 130ff). – Dazu passt die Polemik gegen "Urgermanen" und (akademische) Sprachgeschichtsschreibung als Form "rückwirkender ethnischer Säuberung" aus einem Artikel von OKr im Internet:

„Als Ergebnis nationalsozialistischer Erziehung, deren Grundlagen ins 19. Jh. zurückreichen, wird dann vom Althochdeutschen eine Brücke zum Gotischen und Altnordischen geschlagen, wo man dann schon ziemlich exakt im Urgermanischen landet. Fehlende Zwischenstufen heißen *vordeutsch* oder *voreinzelsprachlich*. Daß in einem solchen Entwicklungskonzept andere Sprachen keine Rolle spielen, ist evident. Um die Alpenregion in diesem Konzept abzusichern, erfindet man die *Alpengermanen* mit einem Brauchtum, das alle Germanen vereint und wahrscheinlich in der tschunkelnden Fastnacht ihren alles vereinigenden Höhepunkt findet. ‚Alte‘ Territorien werden mit *Auswanderung* (allenfalls *unbedeutender/dünnere Restbevölkerung*), *Einwanderung* oder kurz *Völkerwanderung* toponomastisch abgesichert, indem man Romanen und Slawen (und vice versa) möglichst wenig zugesteht, weil das das Bild stören

könnte. Lieber erfindet man im Alpenraum eine überdimensionale mittelalterliche LodenWalker-Industrie, als daß man bereit wäre, in den WalchOrten einen Hinweis auf romanischelladinische Bevölkerung zu erwägen. Wo es wirklich nicht anders geht, gesteht man tabuisierend "slawische" Herkunft, um damit nur ja keinen Zusammenhang mit den "heutigen" Slowenen in Kärnten erkennen lassen zu müssen. Daher die zahllosen Erklärungen von Ortsnamen als *deutsch*, bzw. *althochdeutsch*, *gotisch* oder *germanisch*. Wenn die *Deutschheit* nicht klar ist, heißt es schlicht ,*vom ahd. PN* (= vom althochdeutschen Personennamen) *XX' oder ,*von mhd.* (= von mittelhochdeutsch) *xx'* (auch wenn das betreffende "mittelhochdeutsche" Wort ladinisch oder slowenisch ist) und schon ist der Bezug zum (N)urGermanischen hergestellt. Wer dieses Ritual nicht mitspielt und an der *deutschen* Etymologie von Baiern (aus germanisch **Bajawarjōz*) oder Österreich (aus althochdeutsch *Ostarrichi*) oder sonst etwas zweifelt, verfällt der hohen germanistischen Inquisition, deren Weltanschauung durch das Bildungswesen millionenfach kolportiert ist." (*Sprachgeschichte, politische Geschichte und ihre Ideologien*, in: *Trans Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 3. Nr. März 1998)

Wir legen LATIN LIGHT nun aus der Hand, quasi *at its best*, auch wenn noch fünfzehn (15!) Kapitel folgen, der Autor scheute in der Tat keine Mühe, z.B. "Wo ist der Artikel?", "Das Labyrinth der Konjugation", das "Elend des Übersetzens", über Wasserleitungen und Bäder (+Wortschatz), die römische Küche (+Wortschatz), den römischen Sex (+Wortschatz) mit einem (vor)letzten Seitenhieb, diesmal auf die notorische Prüderie, die unserer Zunft nachgesagt wird: "Die Römer hatten ein lustiges, natürliches, fantasievolles Verhältnis zum Sex. Es gab keine Sexualforscher mit klassifizierendem Sex in vaginal, oral, anal, keinen IdeologieSex à la *Make love not war!*, keine organisierten Orgien, keine katholische Kirche, die

alles verbietet. Die LateinProfessoren haben sich angepasst: man spricht nicht darüber..." (S. 207) usw.

Trotzdem, auch wenn Otto Kronsteiners Offenherzigkeit uns LateinProfessorInnen nicht behagt: LATIN LIGHT *versteht sich* als vehementes Plädoyer für die Aktualität des Lateinischen, "die "lebendigste Sprache der Welt" (S. 108), wenn auch für das Lateinische *nach* uns und gegen unseren Willen, aber – so OKr vielleicht eine Spur zu forsch, quasi *nassforsch* – "mit Fröschen diskutiert man nicht die Trockenlegung der Sümpfe!" (S. 215). Und der Hohepriester des *leicht verdaulichen, des bekömmlichen* Latein liest uns zum Abschluss noch einmal schwer die Leviten: "Statt der immer wiederkehrenden, dilettantisch geführten Diskussionen, Latein abzuschaffen – besonders unverständlich und unbegreiflich verhalten sich dabei Sprachwissenschaftler und Latinisten –, sollte man sich auf diese gemeinsame Grundlage im Wortschatz unserer Sprachen besinnen, und Latein *allen* zugänglich machen. Latein soll kein Privileg für einige Auserwählte sein. Allerdings: in anderer Form, und nicht 8 Jahre lang mit dem Odium des *Hauptfachs*, wo man durchfällt, wenn man klassische Texte *falsch* übersetzt. Das tun übrigens sogar die Übersetzer! Es genügen zwei Jahre. Damit wäre die Diskriminierung der *UnLateiner* abgeschafft. Man müsste nicht – von den Unis verbannt – in Fachhochschulen ausweichen. An den Unis müsste man nicht in lächerlich geistlosen Kursen ein *Latinum* anpauken" (S. 214f).

Ohne mit *unserem* Latein am Ende zu sein, geruhen wir, von apologetischen Reflexen abzusehen. Wir *haben* noch Pfeile im Köcher – und vielleicht ergibt sich ein Podium, auf dem wir einen LATIN LOVER in die Schranken weisen können, dessen Herz nicht für Latein schlägt, sondern für ein weichgespültes Surrogat mit dem Oxymoron "LATIN LIGHT" auf dem kinderleichten Cover, das uns mit der Forderung konfrontiert, eine Ära des Lateinunterrichts möge sich dem Ende zuneigen. Uns schaudert, denn OKr liegt – leider – voll im Trend. Wir verschließen die Augen nicht, Latein wird im Unterschied zu uns noch lange leben, und tapfer blicken wir dem

entgegen, was nicht zu ändern ist. Der Vorschlag eines zweijährigen, leichtfüßigen, (von Grammatik) unbeschwertem Ausflugs in das lateinische Wortbergwerk als linguistischem Unterbau der europäischen Wissensgesellschaft antizipiert, was Österreich betrifft, die Zukunft unseres Faches in einer Modularen Oberstufe, MOST genannt, *nomen est omen*, die so sicher auf uns oder unsere Nachfolger zukommt wie die flächendeckende *Neue Mittelschule*, deren Versuchsballons nicht vergeblich in den Himmel des Schuljahres 2007/08 gestiegen sein werden. Rette sich, wer kann, an eine kleine-feine Privatschule mit dem HEAVY LATIN seligen Angedenkens für die zahlenden *happy few!* Die Normalsterblichen in den Ruinen des öffentlichen Schulwesens mögen sich mit vier schlanken Modulen begnügen, aufbauend, naturgemäß, unter dem mühelosen Motto "LATIN LIGHT FOR EVERYBODY"

(S. 215), angepriesen in der *lingua franca*, die ihre Vorgängerin aufhebt, aber *in sich*, denn "Ironie des Schicksals, in der Weltsprache *Englisch* lebt Latein weiter! (...) Der englische Wortschatz ist dominant *romanisch!* *That's indisputable!*" Wir stimmen OKr auch zu, wenn er schreibt: "Für alle Europäer, für alle europäischen Sprachen, die heute *worldwide* gesprochen werden, in Europa, in Amerika, in Afrika, in Asien, in Australien, ist Latein die Quelle des gemeinsamen Wortschatzes, einer ehemals gemeinsamen Kultur. Um diese historische Vernetzung zu erkennen, ist die *passive Kenntnis* des Lateinischen ein fantastischer Vorteil, der Schlüssel zu historischer Identität" (S. 212). Aber soviel ist sicher: Als *fundamentum* dieser "passiven Kenntnis" wird ein TerminologieKursus à la Otto Kronsteiner nicht genügen.